

Töbel und Höger

Literarisches aus dem Appenzellerland

Werner Bucher Enrico Danieli Peter Eggenberger Rolf Hörler
Andrea Maria Keller Heinrich Kuhn Werner Lutz Peter Morger
Peter Rechsteiner Lisa Tralci Ursula von Allmen Walter Züst

Das Land Appenzell

Töbel und Höger · Das Land Appenzell

Liederbuch aus dem Appenzellerland

Wiederholung
Wiederholung
Wiederholung
Wiederholung
Wiederholung
Wiederholung
Wiederholung
Wiederholung
Wiederholung
Wiederholung

Das Land Appenzell

Werner Bucher
Enrico Danieli
Peter Eggenberger
Rolf Hörler
Andrea Maria Keller
Heinrich Kuhn
Werner Lutz
Peter Morger
Peter Rechsteiner
Lisa Tralci
Ursula von Allmen
Walter Züst

Inhalt

- 7 Vorwort
- 9 **Werner Bucher** Fladehus, Robert Walser, Seelig und Co.
- 19 **Enrico Danieli** Über die Hügel
Aufzeichnungen vom Vorderland
- 35 **Peter Eggenberger** Der Dorfkaiser
- 47 **Rolf Hörler** Heimat im Gegenlicht
- 65 **Andrea Maria Keller** Grate und Schründen
- 77 **Heinrich Kuhn** Die Stunde vor Mittag *oder*
Fliegen im Appenzellerland
- 87 **Werner Lutz** Das Sammeln von Kräutern auf Hügeln
- 93 **Peter Morger** «Trüen» *Dorfwelt im Weltdorf*
- 105 **Peter Rechsteiner** Die Papstwahl in der Felshütte
- 113 **Lisa Tralci** Der Däumling
*(Ein Zustandsbericht in 4 Kapiteln,
mit Fussnote)*
- 119 **Ursula von Allmen** Abgänge und Zuzüge
- 127 **Walter Züst** Der alte Landsgemeinde-Degen
- 139 Biobibliografien

Töbel und Höger

Vorwort

Wer vom Appenzellerland spricht, assoziiert grüne Hügel und schattige Täler, Töbel und Höger eben. Eine Landschaft, die den Menschen aus den nahen urbanen Zentren als beliebter Erholungsraum dient. Was weniger bekannt ist, ist die Tatsache, dass eine vielfältige literarische Landschaft die topografischen Eigenheiten des Appenzellerlandes überlagert. Die Anthologie «Töbel und Höger – Literarisches aus dem Appenzellerland» dokumentiert diese Vielfalt. Zwölf Autorinnen und Autoren, aus dem Appenzellerland stammend oder hier lebend, nutzen den ihnen hier zur Verfügung gestellten Schreibraum und erzählen Geschichten. Geschichten, die in Ausserrhoden und Innerrhoden spielen, hier Anfang oder Ende nehmen, Appenzellisches sowohl atmosphärisch beschreiben als auch kritisch hinterfragen. Allen Texten gemeinsam ist das ehrliche Interesse an, die liebevolle Zuneigung zu Land und Leuten am Fusse des Säntis.

Alle Autorinnen und Autoren haben ihre Texte auf Einladung des Verlags Appenzeller Hefte eigens für diese Ausgabe verfasst. Finanziell grosszügig unterstützt wurde das Projekt von den Kantonen Appenzell Ausserrhoden und Appenzell Innerrhoden. Den Verantwortlichen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Der Verlag Appenzeller Hefte ist als Verein organisiert und verfolgt seit 36 Jahren mit der Herausgabe der Schriftenreihe «Das Land Appenzell» einen ideellen Zweck. Er will damit zur

Kenntnis von Land und Volk im Appenzellerland beitragen. Bisher sind 20 Hefte erschienen. Die Reihe «Das Land Appenzell» wird editorisch vom Appenzeller Verlag betreut, der die Hefte auch vertreibt.

Verlag Appenzeller Hefte

Der Verlag Appenzeller Hefte ist ein kleiner, aber sehr aktiver Verlag, der seit 1960 in Appenzell A. O. tätig ist. Er hat sich auf die Herausgabe von Büchern über die Geschichte, Kultur und Natur der Appenzellerregion spezialisiert. Die Hefte sind in zwei Reihen unterteilt: «Das Land Appenzell» und «Das Volk Appenzell». Die Reihe «Das Land Appenzell» besteht aus 20 Hefen, die jeweils einen Aspekt der Appenzellerlandschaft beleuchten. Die Reihe «Das Volk Appenzell» besteht aus 10 Hefen, die jeweils einen Aspekt der Appenzellerkultur beleuchten. Der Verlag Appenzeller Hefte ist ein wichtiger Bestandteil der Appenzeller Kultur und trägt dazu bei, das Bewusstsein für die Appenzellerlandschaft zu stärken.

Die Appenzeller Hefen sind in zwei Reihen unterteilt: «Das Land Appenzell» und «Das Volk Appenzell». Die Reihe «Das Land Appenzell» besteht aus 20 Hefen, die jeweils einen Aspekt der Appenzellerlandschaft beleuchten. Die Reihe «Das Volk Appenzell» besteht aus 10 Hefen, die jeweils einen Aspekt der Appenzellerkultur beleuchten. Der Verlag Appenzeller Hefte ist ein wichtiger Bestandteil der Appenzeller Kultur und trägt dazu bei, das Bewusstsein für die Appenzellerlandschaft zu stärken.

Fladehus, Robert Walser, Seelig und Co.

Werner Bucher

Werde bald gehn, Maja Niederer glaubt, beide kämen heute nicht, hätte sie gern getroffen, den Walser und seinen Vormund, soll eine Villa am Vierwaldstättersee besitzen und eine Wohnung in Zürich und für die NZZ hübsche Artikelchen schreiben und oft mit dem närrischen, von Frauen nicht sehr geliebten Dichter durchs Appenzeller Hinterland wandern, lobenswert immerhin, dass er laut Maja mit Walser selbst im Regen rumspaziert und sich für dessen Bücher einsetzt, meine mag Seelig nicht, die seien ihm zu auflüpfisch, soll er dem Guru Nisch gesagt haben, der überall seine Finger drin hat, soll ers, die Finger überall reinstecken und einen Preis um den andern abholen oder an Günstlinge verleihen, Walser, den hat Nisch gründlich verpasst, vom Glauser, von Gwerder, Morgenthaler, der Schwarzenbach, von Diggelmann, Lotmar und Hohl nicht zu reden, sobald jemand tot ist, lobt Nisch sie in den Himmel hinauf, wie einer im Sarg liegt, beginnen Professoren, etablierte Autoren und Literaturlobbyisten sich emsig umzutun, soll ich trotzdem einen dritten Zweier bei der Wirtin bestellen?, der weckt zwar vielleicht neue Wut, aber aggressiv muss jeder auftreten, der heutzutage überleben will, keiner von den Herren und Damen bringt meine Texte in einer anständigen Aufmachung heraus, also, Maja, noch ein Zweierlein «Fädäräwissä», ich rufs ganz laut, sie ist in die Küche verschwunden, schiebt wohl Käse- und andere Fladen in den mittelalterlichen Backofen, «Maja, bitte noch ein Zweierlein, es eilt aber nicht, ich habe Zeit», die hab

ich auch in Hülle und Fülle, ich schreibe nur noch zwei, drei Sätze an meinen verrückten Texten, fühle mich pudelwohl in der Wirtsstube der Familie Niederer, dass ich bisher nur bei Winzigstverlagen rausgekommen bin, tut manchmal weh und manchmal nicht, bin halt der Pfister Ueli, der als Bub gestottert hat und als Trottel galt, bin kein literarischer Star wie Nisch, wie der Entlebucher oder der Bigler, gut, dass wenigstens Frisch und Dürrenmatt drüben bei den Seligen sind, Nisch heisst jetzt ihr selbst ernannter Nachfolger, er zieht die Fäden und glaubt, er verfüge über deren Sprachgewalt, ich bin nicht neidisch, bloss aufgebracht, ah!, da kommt meine liebe Maja mit einer neuen Karaffe, muss ihr sagen, sie hätte sich Zeit nehmen können, ich sei kein Gast, der Wirtinnen und Serviertöchter herumkommandiere, ich sags auch, behalte es nicht für mich: «Es hätte nicht geeilt, Maja, du siehst, ich habe meinen Schreibblock, und eure «Appenzeller Zeitung» liegt auf dem andern Schiefertisch, falls es mir langweilig wird», nett von Maja, dass sie für mich rumrennt, schenkt sorgfältig ein, lächelt mir zu, wünscht Gutes, «danke, danke, schade, dass du kein Weinchen mit mir trinkst, hätte dich gern eingeladen», sie will nüchtern bleiben, ich verstehe, hat über Mittag eine Gesellschaft aus St. Gallen, von der Spinnwinde* kommen heute kaum Gäste, denen passt das Regenwetter nicht, bezeichnend, dass unsere Obrigkeiten die grossen Schweizer Dichter in Anstalten oder Ausnüchterungszellen stecken, den Walser, den Glauser, den Morgenthaler, den Turel, immer hockten und hocken die und erhalten keine Preise, ich erhalte auch keinen, dafür hab ich ein Zimmer mit Kost und Logis, liebe meine Sabine und trinke im «Fladehus» immerhin mein drittes Zweierlein, stimmig ists, die Wirtsstube, der wär-

* Schweiz. für psychiatrische Klinik, zu Robert Walsers Zeiten «Heil- und Pflegeanstalt» genannt.

mende, vom Heimatschutz renovierte und schier den halben Raum einnehmende weisse Kachelofen, die zwei alten Schieferische und die freundliche Wirtin, hier würde ich einen Glauserfilm ansiedeln, egal, ob der Moser oder der Gretler den Studer gibt, die heile Schweizerwelt von damals, darunter Schlünde, die auf uns warten, muss Maja sagen, wie heimelig es bei ihr im Schwänberg sei, anders als in der übrigen Welt, jetzt, jetzt: «Du bist eine gute Wirtin, Maja, von so einer kann man in andern Beizen bestenfalls träumen, und dann deine Wirtschaft, ein Traum, möchte ich eine Bauernbeiz, ich würde sie dir sofort abkaufen», oh, sie lacht, zuckt mit den Schultern, ich ..., oh nein, ich trink ein Schlücklein, proste ihr zu, warm gibt der Wein, und ich frage mich, warum der Walser, der Hohl und der Glauser* mit dem Appenzellerland zu tun haben, die drei Grössen der neueren Schweizer Literatur, ist eigentlich keine Frage, gescheiter geb ich einen Spruch zum Besten, schmeichle Maja, was?, da läutet die Hausglocke, oh, oh, oh, schon geht die Tür, zwei kommen, ja, zwei!, es sind der Seelig und der ... Walser, beide mit Hut und Schirm, den Walser erkenn ich sofort, er ists!, sieht komisch aus mit seinem Schnauz, dem braunen Hut, der grauen Krawatte und dem Gilet, erinnert mich an einen Bauernknecht in den Fünfzigerjahren, der sich für den Ausgang oder für die Sonntagsmesse gsunntigt hat, nicht für Frauen, denen er zu demütig, zu umständlich ist, ein wenig gleicht er Adolf Hitler oder Chaplin, schau, beide ziehn comme il faut den Hut vor uns, stellen die Schirme in den Ständer, werfen die altmodischen Pelerinen über einen Stuhl, reiben die Hände ... und sitzen an meinen Tisch, hocken nicht vor dem Ofen ab!, das kann

* Robert Walser verbrachte die letzten 25 Jahre seines Lebens in der Psychiatrischen Klinik Herisau, Friedrich Glauser schrieb in Grub AR seinen Krimi «Krock & Co.», später unter seinem ursprünglichen Titel «Die Speiche» herausgegeben, Ludwig Hohl war gebürtiger Appenzeller.

nicht sein, ich, mit Walser am selben Tisch!, werde ihn fragen, ob er in der Klinik Sätze aufs Papier kritzelt wie früher in der Waldau oder ob er nur seine Zeit verplempert, würde ihm gern einen Bleistift schenken, Germanisten brauchen Arbeit, können seine Schrift entziffern, Nachworte und Einleitungen verfassen und damit Frau und Kindlein ernähren, schrieb sehr luftig, poetisch, der Walser, wunderhübsche Skizzen, war kein trauriger und glänzender Realist wie Glauser, still sitzt er da, schaut auf den Seelig, nicht auf die Maja und schon gar nicht auf mich, so, jetzt zündet er sich eine Zigarette an, Marocaine oder was, wieso schweigt er derart stur?, Maja hat höflich gefragt, was sie möchten, Antwort erhält sie nur vom Vormund, dem schmalen Wurf, was, zwei grosse «Ghüratni»* und zwei Chäsfladen!, die haben aber einen Mordshunger an diesem verregneten Herbsttag, verberge mein Notizheft unter den Bierdeckeln, will nicht, dass einer fragt, ob ich schreibe, Maja lächelt so herzlich, wie nur sies kann, eine mütterliche Frau, mit keinem Wort deutet sie an, dass sie beide erkannt hat, unlängst verriet sie mir, Walser werde zornig und schimpfe, sobald man ihn auf seine Bücher anspreche, war das ein grosser Dichter mit seinen kurzen, zauberhaften Texten, solche Skizzen könnte ich niemals verfassen, mir fehlt die Demut, die Bescheidenheit, ich mags auch nicht, mich selber zu verspötteln und die Welt trotzdem schwebend darzustellen, sie ist nicht schwebend, nur Gierige triumphieren, Machtsüchtige, ein Glück, dass ich Sabine habe, was?, das Wetter sei nicht gerade wunderbar, das seh ich selber, der Seelig ist mir ein Gemeinplatzschwätzer, will die Wirtin übers Thema Wetter erobern, sie bleibt nicht stehn, sie verschwindet Richtung Küche, hat keine Zeit für Konversation, muss den Most bringen, die

* Ein Krug halb mit saurem, halb mit süssem Most gefüllt, ein bekanntes Getränk im Appenzellischen (vom Wort verheiratet).

Fladen im Backofen heiss machen, ach!, der gute Walser kann reden, ich verstehe zwar kein Wort, der brummelt mehr als er spricht, wird verbittert sein oder jenseits von gut und böse, darüber könnte ich ein Gedicht schreiben, ein Robert-Walser-Gedicht, so rein war er, so ohne Ambitionen, dies erträgt die Welt nicht, sie ertrug auch den Hölderlin nicht, den Lenau, den Büchner, die Droste, Jahrzehnte später werden Verpasste dann von Nisch und Konsorten hochgejubelt, Walserpreis, Glauserpreis, Hölderlinpreis, Büchnerpreis, Lenaupreis, Heinepreis, ach nein!, ich heb lieber mein Gläschen denen entgegen, die werden staunen, nein!, sie staunen nicht, der Seelig nickt mir zu, der Walser dagegen schweigt und lächelt in sich hinein, sieht zerknittert aus, wirds kaum mehr Jahre schaffen, war in Bern, Biel, Thun, Berlin, Zürich, Herisau und anderswo, immer einsam, immer ohne Frau, ich habs besser, ich habe mit bald fünfzig Jahren meine Sabine gefunden, habe meinen Job oder auch nicht, ah!, der Most wird gebracht, der verheiratete, ich mag nicht länger im «Fladehus» bleiben, das bringt nur neuen Frust, Walser spricht nicht mit mir, hebt nicht mal den Mostkrug, nur der Seelig machts, soll er selig werden, dankend verzichtete ich auf diese Auszeichnung, rufe vielmehr: «Zahlen, Maja, muss ein Haus weiter, komme morgen wieder!», gehöre doch nicht zum «Fladehus, Robert Walser, Seelig und Co.», dazu gehör ich nicht, oh ja, ich mag den Nisch, den Poeten aus dem Entlebuch, alle, alle, und jetzt gehts mit dem Schirmchen zum Tobel runter, zum Wissbach, zur Glatt, zu den Höhlen der heiligen Mönche, nie würde ich jemanden bekehren, auch Walser nicht, einen Bleistift schenke ich dem aber, er soll schreiben, uns mit Zeilen beglücken, sehe ihn bestimmt wieder, hier oder oben, manchmal käme er allein ins «Fladehus», hat Maja gesagt, er schweige dann stundenlang oder schwatze mit ihr über die Qualität des Mostes, über den Appenzellerkäse, den rässen, den rezenten,

den milden, nie über Literatur, einmal habe sie gefragt, ob er noch schreibe, da sei er sternhagelverrückt geworden, oh, Maja steht vor mir, ich zahle, ich geh in den Regen hinaus, muss den nassen Knirps öffnen, mich von sinnlosen Gedanken befreien.

II

Viel zu feucht, der Nagelfluhbrocken, um noch länger auf ihm zu hocken, drei Stunden reichen, war unüberlegt, im Regen zur Glatt hinunterzugehen und mir nasse Schuhe und Füße zu holen, statt gemütlich im «Fladehus» zu sitzen, schwer vorstellbar, dass in dieser Schlucht vor Jahrhunderten keltische Missionare Tage, wenn nicht Wochen, gehaust haben, der Kolumban und der Gallus, zu den düsteren Höhlen kamen gewiss keine Einheimische, schon gar nicht solche, die sich bekehren liessen, Bären wirts in den Schluchten gehabt haben, Wölfe, Wildsauern, nicht einmal Seelig wandert bei diesem Hudelwetter mit seinem Schützling an mir vorbei, es ist zu kalt, zu glitschig, egal, ob Kolumban und Gallus in meiner Höhle genächtigt haben und ob Friedrich der Weisswievelte von Toggenburg mit seinen Truppen in der Gegend der «Mult» die Appenzeller um tausendvierhundert hangaufwärts und vielleicht durch dieses Tobel gejagt hat, ich sitz auf dem nassen Stein, über mir das tropfende Dach der Salpeterhöhle, und pfeif auf die Verbotstafel, auf der in unbeholfenem Deutsch steht, es sei verboten, die Höhle zu betreten wegen der Gefahr von Niederbrüchen, ich sehe und höre, wie es schifft und schiffet und der Bach unter mir wie ein Fluss rauscht und Holzweige vor sich hertreibt, übernachten möchte ich nicht in der Höhle, aber hinauf ziehts mich ebenso wenig, Düsteres mit Düsterem zu vertauschen, bringt kein Entzücken, zu grau ist alles, das Wasser, die Felsen, die Tannen, die Farne, der Weg, es tropft und tropft von den Bäumen, von der Nagel-

fluhdecke, verwaschen und aufgeweicht die runden Feuerstellen, nass auch die weggeworfenen Bier- und Colabüchsen, gibts keinen Ausweg für mich?, keinen?, ich muss hinauf, um siebzehn Uhr wird gegessen, so kann ich nicht leben, so leb ich trotzdem, schön, dass es Sabine gibt, das «Fladehus», den «Nieschberg», den «Bären» in der Sturzenegg, Beizen, die für mich eine Art Heimat sind und in denen ich Schlimmes vergesse, trotzdem wars keine brillante Idee, den Wahnsinnigen zu spielen, der Kampf um Anerkennung und Erfolg sei vergebens, Walser hat so entschieden, Hölderlin und Lenau ebenso, es war keine Lösung, essen zur selben Zeit, Pillen zur selben Zeit, schlafen fast auf Kommando, mein Gott, wies auf den Kopf, die Schultern, die Oberschenkel runtertropft, hier sitzen bleiben und sterben, ich werds mir überlegen, gut wenigstens, dass Sabine mit mir fortgehen will, in ihrem geschindelten Haus oberhalb von Urnäsch dürfte es mir gefallen, dort melke ich Ziegen, dort schreibe ich kriminelle und andere Geschichten und sie bringt als Serviertochter Geld nach Hause, auch auf längere Spaziergänge darf ich mich freuen, hinauf zur Hochalp, zum Chapf oder auf die Hundwiler Höhi, und an heissen Sommertagen hinunter in kühle Töbel, ists eine Elster, die so lärmt?, nie werde ichs herausfinden, ich bleibe noch einen Moment, schenke mir ein paar weitere nasse Minuten im Grenzbereich, bevor ich Appenzeller Boden betrete, ich begrüsse aus heutiger Sicht, dass der Weiler Schwänberg nicht Hauptort vom Kanton Appenzell Ausserrhoden wurde, alles wäre ähnlich kaputt wie weiter oben, ein Geschwür ist Herisau geworden, es breitet sich spinnenförmig in alle Himmelsrichtungen aus, ununterbrochen durchfahren von Autos, verwüstet von Strassen, von Industriebauten, postmodernen Wohnblöcken, unzähligen Einfamilienhäuschen, bedrängt von Lärm und Abgasen, für mich weder Fisch noch Vogel, da unten hingegen könnte es Mittelalter sein,

nicht Gegenwart, ganz die Zeit von Kolumban, von Gallus, von Othmar, ob sie versucht hätten, Einheimische zu bekehren, wenn sie die Entwicklung vorausgesehen hätten, hin zur Industrialisierung, zur Globalisierung, zur Zerstörung von Umwelt und Kosmos?, verstehe schlicht nicht, was die Mönche in den Schluchten der Glatt, des Wissbachs, der Urnäsch, der Steinach, der Sitter gesucht haben, Gott vielleicht, Erleuchtungen, Einfälle, Wunder, ich suche nichts, ich verkrieche mich in meine Gefühle, was, nicht zu glauben, Menschen kommen von der Tobelmüli her, Menschen im Regen!, sinds Spinner, sinds Jäger oder Förster oder alles zugleich?, soll ich aufstehn, sie mir anschauen?, ja, Ueli, du stehst auf, blickst wie ein Yeti oder Ötzi aus der Höhle, erschreckst sie mit deinem tarzanähnlichen Geheul, horch, ruhige Stimmen haben sie, plaudern im Regen, scheinen keine Schreihälse zu sein, wie man sie an wärmeren Tagen hier unten bis zum Überdross zu hören kriegt, männliche Jugendliche halt, die grölen, um den Mädchen zu demonstrieren, wer die Häuptlinge sind, oh, ich seh sie, es sind die zwei vom Schwänberg, Walser und Seelig, selbst unter ihren schwarzen Schirmen erkenn ich die Töbelwanderer, soll ich rufen, soll ich schweigen?, wichtiger wäre, Sabine käme, würde mir ins Ohr flüstern, dass sie bald mit mir abhauen wird, eine tolle Pflegerin, hübsch und hilfsbereit zugleich, soll vorkommen, dass sich eine in Insassen verliebt, immer nur träumen kann nicht der Sinn des Lebens sein, ich mag nicht Tag für Tag Pillen in den Ausguss oder ins WC schütten, hehe!, Walser, lass endlich deinen Seelig, bring Literaturpäpsten und Kulturfritzen bei, dass du kein Diener, kein Kuli, kein Kopfnicker bist, ich schrei es laut, ich schreie: «He, Walser, brich aus, bleib nicht Klinikinsasse, gib deinen Vormund auf, ich besorgs meinem auch, wir leben, wir schreiben, haben beide das Recht, geschätzt und bewundert zu werden, mit unserm Werk, unserer Sensibilität!»

He, der Walser mit meiner Sabine, ich seh sie, hinten im Korridor, Hand in Hand, der hats geschafft, nicht ich, ich gönns ihm, ich gönns ihm nicht, er kann fliehen, ich muss bleiben, nicht grossartig, sehr anders als mein Traum, ich bin ein armer Hund, nur Tagträume darf ich träumen, sterben deswegen?, sterben?, ich will nicht, nein, ich will nicht ...

[Faded text block]

Über die Hügel *Aufzeichnungen vom Vorderland*

Enrico Danieli

I

Ohne Kirchenglocken, ohne Knallkörper, ohne Turmbläser beginnen wir das neue Jahr: Vom Föhnsturm verweht. Ob unsere hochstämmige Tanne den Böen standhält? Im Postauto entlang gewundener Hügelkurven ein älterer Fahrgast, der vom Sitz fällt. Wir befürchten das Schlimmste. Doch es ist nur der Schlaf. Über die Hügel, Schurtannen und Gebertshöchi, zurückgewandert, gestossen von heftigen Südwinden, zum Greifen nah im Postkartenfarbenkitsch der Säntis. Motorsägen, Vogelstimmen, Wasserrauschen, Sirenen samstags um zwölf Uhr mittags, Krähenkrächzen und taumelnd ein erster Schmetterling; ein Admiral.

Über dem See ein Meer: Nebel. Hoch aufgetürmte Wolkenmasse.

Aus dem Wald des gegenüberliegenden Hügels steigt maisgelb der volle Mond, die Tannenäste werden gross, drohend, schwarz vor dem runden Gelb.

Mit dem Strick in der Hand stemmt der Bauer sich rückwärts aus dem Stall: Kalbsgeburt.

Am 14. 1.: Am Simplon wird bei Schneeräumungsarbeiten ein junger Wolf getötet.

Temperaturhöhenrekord: Auf 4000 Meter 3,5 Grad. Schmelzender Schnee: grün durchlöchert; gelbe Lachen unter den Bäumen.

Die «Zeitlosen» nennt die abseitig wohnende Nachbarin die

den Schnee durchstossenden Primel, noch unter dem Schnee würden sie blühen. Ist zeitlos ewig?

Durch die Jahreszeiten nach Heiden: Im Schatten gefrorene Wege, in der Sonne föhnige Wärme, trockener Boden auf den Hügelkämmen, Vogelgezitscher im Wald.

Schwarzes Winterlaub vom Boden gekratzt: Es soll Unglück bringen.

II

Kauzrufe in der Morgenfrühe, während eine blutrote Sonne aufsteigt. Nebel im Tal, Kälte, am Rand der Hügel dampfendes Sonnenlicht.

Ein in einem Tobel verirrtes Schaf verwirrt mit seinem Blöken unseren Schlaf.

Helles Bimmeln der Schafherde, später dumpfe Glocken: eine Beerdigung.

Bisenströmung vom See: Grosse Kälte, Schnee bleibt mosaikartig in den Hufritten liegen. Einheizen, einfeuern, ohne Pause.

Nordlage, Staulage, Nordströmung, mehr Schnee, noch mehr Schnee, Tribschnee, Nassschnee, Neuschnee, Lawinnenniedergänge, Lawinen donnern zu Tal, Lawinenabgänge, Menschen werden zu Tode befördert: Jahrhundertsschneehöhe.

Am 21. 2.: In Evolène im Wallis sterben zwölf Personen in einer Lawine.

Bitterkalt. Geweckt vom Schneepflug frühmorgens. Maulwurfgänge verbinden die Häuser. Schnee wird geschaufelt, gefräst, gewischt, geschabt, geschleudert.

Dachlawinen: ein Rutschen und Knallen, vorwiegend nachts.

Ein Bauer mit Strohhallen auf dem Kopf. Fassdubenrennen in der Lachen. Im neu eingeweihten Doppelstock-Postauto nach Eggersriet, auf der Hügelstrasse gefährlich rutschend, während

hinten im Wagen eine Gruppe Behinderter mit zischenden Lauten das schlagende Rasseln der Schneeketten nachahmt.
Die Vögel füttern. Ein Eichelhäher zu Gast. Schneefallstille der Welt.

III

Diamantenschnee flockt bei grosser Kälte aus blaustem Himmel.

Das Hier-Ankommen ist ein Heimkommen; indem wir nicht bleiben, bleiben wir Gäste.

Fleckiges Grün an sonnigen Halden, Tulpenköpfe zentimeterhoch in den Schneebeeten, Rosen gepflanzt, Löwenzahnschneedurchbrüche.

Im Postauto nach Walzenhausen ein langhaariger Jüngling mit aus den Ohren hängenden Walkmanschnüren. Der Motor verstummt: Mozarts Klarinettenkonzert.

Am 24. 3.: Die Nato beginnt eine umfangreiche Luftoffensive auf Ziele in Serbien.

Ein beschämendes Gefühl: ein Krieg aus moralischen Gründen. B52 / F117 / F16 / MiG 29 / Liquidation / Völkermord / Exekutionen / Schlächtereien.

Gegen Heiden gewandert, beim Schlachthaus – unterhalb des Paradieswegs – vor der Eisentüre blutige Strohballen.

Vogelstimmenrauschen. Blitz, Donner, Graupel, «Ziböllele».

Ein zu früh, zu jung und plötzlich an einer Magengrippe verstorbenen Mann: ohne Arzt, ohne Hilfe, ohne Spital; stirbt der Gesunde am leichtesten?

Nebelschwaden im Tobel, grau der Himmel, Schleierwolken, ausfransend.

Ein fliegender Händler: Schuhe. Später der Gemüsehändler, abends der Milchhändler: Lob des Landes. Wie lange noch?

IV

Auf Umwegen im Postauto über Rehetobel, um dem Osterverkehr auszuweichen, nach Hause. Wir geniessen die Fahrt zuhinterst im Postauto. «Notausstieg» – eine Luke im Dach – und «Nothahn» – ein Hammer oder eine Armbrust – und die Inschrift: «Im Notfall Scheiben mit dem Hammer zertrümmern» betreffen uns nicht.

Die Standfestigkeit unserer Tanne sei bei einem Sturm nicht mehr gegeben, heisst es, es wird von günstigem Brennholz, vom freien Blick auf den See gesprochen.

Im Landverband in St. Margrethen Moorbeeterde erstanden, die Graberde – von dunkler Farbe und ohne Chemikalien: garantiert – lassen wir liegen.

Gewehrsalven widerhallen peitschend in den Hügeln: Schiesslärm. Es knattert, knallt, detoniert, explodiert. In den Pausen: Glockengeläut. Eine unheimliche Allianz.

Hunderttausende von Flüchtlingen, Vertriebenen, Opfern.

Das Unwort des Jahres: Manövriermasse.

Abstimmungssonntag im seit Jahren verwaisten Schulhaus: Abbremsen, Anhalten, Aussteigen, Tür zuschlagen, Einsteigen, Verabschiedung, Wegfahrt.

Wieder Schnee, ein zweiter Winter im Frühling.

Hip-Hop-Party im Asylschulhaus. Asylantenstrom. Blumen beim Dunant-Denkmal.

Im Ebnet auf einem Waldweg ein Jugendlicher mit einem Moped: Heavy metal im Tannenrauschen. Metallzäune und Metalldrähte liegen verrostet auf den Wiesen, Metallhaken eingedreht in den Rinden blutender Bäume.

Vom neuen Doppeltriebwagen der Rorschach-Heiden-Bergbahn geräuschlos in die Höhe getragen.

Am 19. 4.: 8,1 Meter Schneehöhe auf dem Säntis (Rekord).

Ein Jugendlicher in Oberegg trägt hinter dem Rücken versteckt ein Maschinengewehr.

Am 20. 4.: Massaker in einer Schule in Littleton, Colorado: Zwölf Schüler und ein Lehrer werden von einem Mitschüler erschossen.

Endlich frühlingshaft: blühende Birnen- und Apfelbäume. Kiesablad für die Wege, rege Schaufeltätigkeiten, Alp- und Postautohörner, Vogelrufe.

Keine Böllerschüsse mehr, keine flatternden Fahnen, keine Gemeindemusik, keine Postautoextrakurse: keine Landsgemeinde. Ein Sieg der formalen Demokratie?

Eidechsen, Salamander, Blindschleichen: alles schon lange tot, meint die abseitig wohnende Nachbarin. Ausgestorben?, fragen wir. Nein, tot, beharrt die Frau.

V

Geweckt vom tuckernden Rapidmotor, später unterhalten von heulenden Motoren der Motorräder, der Autos, der Flugzeuge, der Helikopter, der Rasenmäher.

Kuckuckrufe: letzte Zeugen dafür, dass es einst im Paradies besser gewesen ist.

Areal bombing sei moral bombing, heisst es Gräueltaten schönerfärberisch begründend.

Regen, Regen, endlos, es fliesst, es gurgelt, es rauscht, es strömt, es überschwemmt: Hochwasser im Mittelland, letztmalig kann 1566 ein ähnlich hoher Wasserpegel nachgewiesen werden. Rekordwasserstand, Rekordregenmenge, Rekordhochwasser. Sintflut und Abschmelzen der Schneedecke verstärken sich.

Am 12. 5.: Lang anhaltende Regenfälle führen zu katastrophalen Überschwemmungen.

Jemand sagt – wir gehen über das Oedlehn und betrachten den See, ein uferlos gewordenes Meer –, es sei besser von Lawinen als von Fluten verhimmelt zu werden. Alles welkt, stinkt, fault, in den Tälern und Tobeln hängt die Nässe als Nebel.

Mückenplage und viel kriechendes Getier als Folge der Feuchte. Badeverbot im See, da die Abwässer ungeklärt in den See gelangt sind; der See als Trinkwasserreservoir ist unbrauchbar geworden.

Granat- und Splitterbomben, Deportierte und Vertriebene.

Das Rauschen der Stille nach dem grossen Regen. Feuchte Strümpfe beim Gehen.

Frühjahrsmarkt in Heiden: Bibelschriften neben Wundersteinen, Lederwaren neben Duftstoffen, Schmuck neben Unterwäsche. Viele Behinderte, Kinder, Hunde.

Wanderweg, Kulturweg, Gesundheitsweg, Witzweg, Panoramaweg, Waldlehrpfad.

VI

Vom 10. bis 15.: Gewittrig, schwül, heiss, zu heiss: Akute Beklommenheit, Engnis auf den – meteorologisch gesehen – kleinen Monsun zurückgeführt (vorerst).

Der heilenden Wirkung von Landschaft mich verordneterweise (später) ausgesetzt: Vielleicht ist das Land nicht nur heilend, es wird die Empfänglichkeit für die Landschaft erhöht: als ob das Auge freier, der Blick klarer würden. Ein geschärftes Bewusstsein, das der Existenz und ihrer Grenze ein Gefühl von Ordnung – und Bedeutung? – verleiht.

Die weite – oder andere? – Welt: mehr Natur, mehr Himmel, Unbegrenztheit des Blicks (der Gedanken) über die Grenzen

hinweg. Das lieben wir am Vorderland: Klarheit.
Feuerstopp, Deeskalation, Rückzug: Truppenverschiebungen
ins Hinterland.

Am 11. 6.: Die Waffen schweigen.

Auf der Abendbank über dem Dorf: im Rücken die Hügel, vor
uns die See-Weite, die Ebenen, die sanften Erhebungen, der
Himmel. Acht Uhr abends Eindämmerung, die Glocken von
Heiden dumpf, gelassen, von Wolfhalden hell, eilig, von Ober-
egg aus weiter Ferne: nur ein Tusch.

Schwankende Gefühlslage, Natur als Heilerin? Die Schwüle der
Tage lagert in den Tiefen der Tobel und Täler, in den Buchten
der Seele.

Am Samstag jeweils Wechsel der Kundschaft in den Kurhäu-
sern: Abfahrt der Geheilten und Ankunft der Gebrechlichen:
Eine gesunde Gegend für Kranke, heisst es (hoffen wir).

*Am 25. 6.: Fotoausstellung in Oberegg: Die Oberegger
Zwerge und die dicke Berta.*

An Sonntagen flatternde Wäsche an den Wäscheleinen: Nieder-
tarifstrom.

Grauflimmernde Hügel, weisszerstiebende Himmelsstreifen,
rotlodernde Flammen in den himmelwärtsziehenden Heissluft-
ballonen.

Postautoinsassen sind Ältere, Jugendliche, Kinder, Asylanten,
Behinderte, Touristen.

VII

Gelbe Sturmwarnungen, Ostströmung, Sturmtief: ein rüdiges,
kinderstimmengleiches Katzenschreien, rumpelnder Boden,
Vibrationen: Gewitterlärm: «Blascht».

Der See hat sich auf – wie es heisst – Hochwasserprofil stabilisiert.

In der Schmalspurzahnradbahn Rheineck–Walzenhausen Wanderer, unter ihnen ein Schulkind. Es fragt nach den Nachbarländern. Dort ist Deutschland, antwortet der Vater, und die Mutter zeigt auf den See und sagt: Und hier ist die Grenze. Das Kind: Deutschland sehe ich, die Grenze aber nicht.

In der Stadt ist der Lärm allgegenwärtig, anonym, chaotisch; auf dem Land ist der Lärm erklärbar, benennbar. Das macht ihn hier wie dort unerträglich, eine existenzielle Bedrohung, eine akustische Vergewaltigung. Der Landflucht kommt der Grund abhanden.

Stampfer, Zetter, Wender, Bläser, Lader, Mäher: Teller-, Faden-, Rasenmäher.

Postautohaltestelle St. Margrethen im Sonnenschein. Wartende. Ein Kindergartenkind wird von der Mutter gestillt, während der Vater einen hellblauen Plüschhund umarmt.

Ockergelb, wüstenhaft, der Hügel im Abendlicht: Saharasand. Später: Sepiafarben. Vogelrufe, Hundegebell, Tannenrauschen, Herdengeläut: Lebenslustgefühl (für einmal).

Vom Nachbarn erfahren, dass 1 Kilo Schaf früher sieben und heute nur vier Franken wert sei. Behördemitglieder (laut Gemeindeprospekt): Wasenmeister, Beherbergungstaxenkassier, Stelle für Kriegswirtschaft, Delegation für die Notschlachthanlage. Randalierer greifen das Durchgangszentrum für Asylsuchende in Wienacht an (12.7.).

Die Sintflut wird mit den Lawinen, der kommenden Sonnenfinsternis, den Flüchtlingsströmen, dem Millenniumsereignis (nicht mit der Umwelt) in Zusammenhang gebracht.

Handleser, Horoskopdeuter, Wahrsager, Endzeitpropheten, Orakler, Schwarzeher und -maler haben Zulauf: Der Untergang lockt (mit Geld).

Schiessübungen der Jäger: Wird die Attrape getroffen, ertönt ein Signalhorn.

Am 27. 7.: Bei Interlaken kommen bei einem Canyoning-unfall 21 Menschen ums Leben.

Leere Strassen am Samstagabend: TV-Auftritt der örtlichen Feuerwehr in «Wetten dass».

Bei Oestran dem Postauto winkende Kinder: Erinnerung an alte Filme.

VIII

Schweizerfahnen in Geranientöpfen. Erst-August-Feier in Heiden neben dem Dunant-Gedenkstein. Die Reden gehen im Nordwind und im Raketenzischen und -knallen unter. Erst-August-Brunch auf dem Bauernhof: Rekordbeteiligung.

Die verspätete, aber um so üppigere Blust: Mittagsblumen, die kleinen Sonnenblumen, Glockenblumen, Wucherblumen, Windröschen, Goldblumen und die Wolfsbohne.

Mit blutverschmierter Schürze werden (lebend?) frische Kaninchen angeboten.

Um 20 Uhr und 17 Minuten geht die Sonne zwischen Tobel und Wienacht glutrot hinter gross und grösser werdenden Tannen unter, schwarz steigen die Schatten aus dem Tal. (Oder ist es doch die Erde, die versinkt am 11. 8.?)

Flugshow in Altenrhein: Kunstflüge, Oldtimer, Flugstaffeln, Patrouille Suisse: Die Air-Parade am Himmel vor gelben Schleiergiftwolken und grauen Kondenskerosinstreifen.

Jauchewagen, Jaucherohre, Jauchespritzen, Jauchegestank, Saugülle: «Bschütü».

Am Rand der Kernzone bleiben von der totalen Sonnenfinsternis nur Regendüsternis und die ungebrauchten Mylar-Folien-Augenschutz-Sonnenbrillen zurück.

Am 17. 8.: Bei einem schweren Erdbeben in der Türkei sterben 17 000 Menschen.

Unruhige Ruhe auf dem Land: Die Zahl der von BSE befallenen Rinder ist auf 311 gestiegen, rote Kreuze auf den Stämmen der Obstbäume: Der Feuerbrand geht um.

Wenn es am Siebenschläfertag regne, sei das ganze Jahr schlecht, meint die abseitig wohnende Nachbarin: Regen, endlos.

IX

Im Ortsmuseum Webstühle, ein Eisenherd, ein Hochzeitschrank, Leinennachthemden mit eingestickten Initialen und eine geflammte Kompaniefahne aus Seidentaft.

Unter dem mächtig flimmernden Sternenhimmel des Staunens und Verwundertseins uns erfreut: für einmal ohne Erklärungs-, Wissens- und Verstandeszwang.

Oberhalb des Scheidwegs bietet ein Bauer Freilandeier, Rindfleisch an: «Wir schlachten und zerteilen auf dem Hof» – in nächster Nähe des Gesundheitswegs.

Jagdbeginn: Ohne Einschränkung dürfen Füchse, Marder, Dachse, Wildschweine geschossen werden. «Freiheit» – ein Hausspruch in Rheineck – «ist nur der Abstand zwischen Jäger und Gejagtem.» Sonntag und Mittwoch ist offiziell Schontag.

Herbstzeitlose: Das schönste Wort im schönsten Monat. Ist die Ewigkeit die Zeitlosigkeit? Dann gäbe es keinen Grund um sich zu fürchten.

Oberhalb Guggen den kleinen, abgeschlagenen Kopf einer Sau gefunden.

Die Vogelrufe frühmorgens wecken Erinnerungen an den auch hier einst heimischen Urwald – eine Art sinngebende Dämmermusik.

Am 24.9.: Sonderbriefmarke für Carl Lutz (Schutzbriefaktion in Ungarn), Walzenhausen.

Balsam für das unruhige Herz: Pferdegetrappel, Pferdefuhrwerk: Lob einer anderen Art von Mobilität oder Beschleunigung. Auf einer Speisekarte in Heiden: Fohlenfleisch und Kutschenfahrten als Anpreisungen.

Ein schwarze Kutsche, geschmückt mit weissen Rosen, von Apfelschimmeln gezogen, ein Pferd mit schlingernden Beinen, ausser Sichtweite: Peitschenschläge.

Marode Gerüche, tiefendnasse Wiesen, Judasohrpilz: Verhemmungsgefühle. Eintrübung, Blätterfall, Dämmerung: Nicht die Unendlichkeit, die Kälte fürchten wir.

X

«Mehr Kohle als im Ruhrpott»: Plakatwerbung für die Finanzlage des Kantons.

Gartenarbeit, Laubrechen, Zurückschneiden. Pick-up-Laubsaugermotorenlärm.

Ein Kind im Postauto: Warum hat das Jahr nur einen Sommer und zwei Winter?

Süsser Obstgeruch, überreifes Obst, Obstlese, Holundermost neben Holztransporten.

Letzte Pferdeinspektion für die Kavallerie in Obereg.

Holzschlag, Coup de bois, Taglio alberi – ein dreieckiges Schild mitten im Wald.

Am 12. 10.: In Sarajevo wird der sechstmillionste Mensch geboren.

Vorbeimarschierende, geschmückte Kuhherden. Erlebnisviehschau in Reute, Obereg, Wofhalden: Auffuhr, Viehschau im Ring, Schauabend und Rangverkündigung.

In Reute werden über hundert Jahre alte Wellingtonien gefällt, weil sie krank sind.

Jahrmarkt in Heiden: Regentrauer, wenig Leute, viel Wollenes, warme Unterwäsche, viel Süßes und mehr Marktfahrer als Besucher. Lebenstrübnis.

Über der Landmark das Kreuz Ave Crux im nebligen Dämmerlicht versinkend. Ein gelbbrauner Spätherbstwald, der abends in Flammen steht.

Herbststürme: Der schwarz aufgepeitschte See, die gelb blinkenden Sturmwarnungen der Seeorte, die schwebenden Flugzeugblinklichter: Ein rhythmisches An und Aus.

Die aktive Wiederansiedlung des Luchses im Kanton wird abgelehnt, da nur Platz für 0,8 Luchs vorhanden sei. Der Luchs ist offiziell das «Tier des Jahres».

Telephon, Telegraph: die Goldschrift über der Türe zur Post in Heiden wird entfernt.

Über Kaien gegangen. Inschrift auf einer alten Metalltafel: «Lebens- und Sterbeversicherungsverband; An- und Abmeldung hier.»

Gehen: Bedenkenlos in alle Richtungen = Heimatgefühl.

XI

In der Grub fragt ein Kind die Mutter im Postauto: Wohin fahren wir? Ich sage es dir nicht, antwortet die Mutter lächelnd. Das Kind: Das weiss halt gar niemand.

In Heiden besuchen mehr Leute die Aussichtsterrasse des Kirchturms mit dem Panoramablick und bei schönem Wetter Sicht bis zum Ulmer Dom als den Gottesdienst.

Der eindämmernde, abgedämpfte Monat. Abgemüdet: Das uns gemässe Wort.

Eine Nacht, die uns nicht schlafen lässt: Erdbeben im Vorarlbergischen.

Kälte, Winterluft, später schneebedadene Tannen und eine sternenvolle Nacht. Der bestirnte Himmel als Vergnügen, die Ab-solutheit dieser Nächte bedarf keines Beweises: Wärme ums Herz in einer kalten Winternacht. Was brauchen wir ungeheizte Kirchen?

Freie evangelische Taufgemeinde, Neupostolische Kirche, Pfingstgemeinde, Evangelische Allianz, Bahà'i, Freie evangelische Gemeinde.

Blumen am Fenster? Eisblumen. Humorwochenende in Heiden. Fuchsspuren im Schnee: Noch ist der Wolf fern! Rauch aus den Kaminen, der schnell südwärts zieht. Der Winter treibt ein. Kuhnagel, seit langem zum ersten Mal.

«Nicht der Masse gilt unser Respekt, sondern dem Einzelnen» (Plakatwerbung).

Urnäsch, Glücksberg: Ein schneebedeckter Hügel, ein hell erleuchtetes Haus, eine Sternennacht.

In einer Wirtschaft: Ein ziseliertes Glas mit Inschrift Militärkantine. «Chähörnli», Sauser.

Eine lautlose Kuhherde nachts im Mondschein, nur begleitet vom Gebimmel der Glöckchen und von den Schatten im Zwielicht.

Weihnachtsmarkt und Einzug des Samichlaus in Heiden. Eine leere Kinderreitschule mit Orgelklängen und Weihnachtsliedern. Glitschige – «heele» – Strassen.

116 Jäger und Jägerinnen erlegen 477 Rehe, der Sollabschuss ist zu 88 Prozent erfüllt.

Einweihung der renovierten Notschlachtstelle (Konfiskate): ganze Kuhköpfe.

Glücksgefühl in einer Wintermärchenlandschaft: Meteoritenschauer. Doch wir kommen mit unseren Wünschen zu spät: Zu schnell ist das Himmelslicht erloschen.

Zeit zwischen den Jahren, die Zeit der langen Nächte, Rauh-
nächte, Geisternächte.

Geweckt vom Knarren und Stöhnen des Holzes (im Sturm).

An windabgewandten Stellen Primel und Gänseblümchen.

Heftige Föhn- und Weststürme, Wintergewitter, schwarze Wolken vom Himmel bis ins Tal, ein dunkel brodelnder See, geduckt unter Schirmen gehende Menschen. Ein Bild: Schattenwesen, die von uns ziehen.

In Heiden Vogelfutter «Melior» – im Regal neben verjüngenden Molkeprodukten – für Freilandvögel kiloweise erstanden; Meisen-Kugeln, Nüsschenschalen, Apfelschnitze, Sonnenblumenkerne, Hanfsamen ausgelegt.

Dem wieder aufgehenden Licht mit einem Spaziergang zum «Säntisblick» gedacht. Im Nebel vom Urtiergeweih eines Hirsches erschreckt und geflohen.

Zu Grabe tragen das Wolfsjahr, das blutige Wolfsjahrhundert. Aus den Kofferräumen der Autos ragen Tannenbaumspitzen (verpuppt) hervor.

Am 26.12.: Orkane fegen über Westeuropa hinweg und hinterlassen eine Spur der Verwüstung: In der Schweiz kommen 13 Personen infolge des Sturms ums Leben.

Auf einem Spaziergang zwischen Heiden und Wolfhalden wird eine 46-jährige Frau von einer umstürzenden Tanne tödlich getroffen (26.12).

Hänger, Windholz, Schadh Holz, Katastrophenbaumart, Randtief, Sekundärtief, Druckgefälle, Wellenströmung. Unsere Tanne steht, doch der Wald wurde entweicht.

«Stille Nacht» aus parkierten Autos: Mardervertreibungsmelodien.

Narzissenknollen in aufgetaute Erde gedrückt.

Es werden im ganzen Kanton drei Verkehrstote gezählt im Jahr (583 in der ganzen Schweiz).

Abends im Postauto von der Lachen nach Wolfhalden kaum Fahrgäste. Auf offener Strecke steht eine Frau am Strassenrand und winkt. Das Postauto hält, öffnet die vordere Türe. Eine junge Frau in einem schwarzen Seidenkleid mit tiefem Ausschnitt steigt ein, sie hat ein blasses, wächsernes Gesicht und hält die Arme kreuzweise um den Oberkörper geschlungen. Sie hat müde Augen, violette Ringe. Wohin? Der Chauffeur fragt. Über die Hügel. Eine helle Stimme antwortet. Wohin? Der Chauffeur fragt erneut. Auf die andere Seite. Sagt die Frau. Der Chauffeur nickt. Er weiss Bescheid.

Dem Übertrittstrubel ins historisch nicht existente Jahr 0 entgehen wir – schlafend.

Der Dorfkaiser

Peter Eggenberger

Der Pfarrer hält inne. Schaut auf die Uhr an der Wand des Studierzimmers, deren Zeiger gegen Mitternacht vorgerückt sind. Das tiefschwarze Haupthaar und der volle Bart wollen nicht so recht zum schmalbleichen Gesicht mit den eingefallenen Wangen passen. Ein Gesicht mit wachen Augen, die tiefe Müdigkeit verraten. Die innere Unruhe aber lässt den Walzenhauser Dorfgeistlichen weiterschreiben. «... In Hinterforst ist es in jedem Hause anzutreffen. Das Toggeli, der Lotterieteufel, der schon so viel Schaden angerichtet hat. Nur ein Gedanke beherrscht die Menschen: Geld, Geld und nochmals bares Geld. Dafür wird alles riskiert, alles geopfert: Wiesen, Wälder, Vieh, Häuser. Und die häusliche Eintracht. Ich habe es am eigenen Leib erfahren. Es war meine Schuld, dass ich alles verloren habe. Das dreimal verfluchte Toggeli...» Pfarrer Sutermeister kennt den Unglücklichen. In seiner Geschichte nennt er ihn den tollen Franz, der nach dem Verlust von Haus und Hof halb verrückt geworden ist. Der tolle Franz, der einst ein angesehener Gastwirt und Bauer gewesen war.

Leise tickt die Uhr. Als er wieder zur Feder greifen will, stösst ein Windstoss das angelehnte Fenster auf. Ein Stein poltert auf den Boden. Ein Papierfetzen löst sich. Mehr erstaunt denn erschrocken bückt sich der Pfarrer, hebt das zerknüllte Blatt auf und sieht die unbeholfene Schrift. «Hüte dich, Pfaffe. Misch dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen. Sonst wehe dir.»

Paul Sutermeister eilt zum Fenster. Späht hinaus in die dunk-

le Nacht. Niemand. Nichts. Nur der Wind, der die dünnen Äste der nahen Linde bewegt. Ein noch junger Baum, der anlässlich der Kirchenrenovation von 1884 gepflanzt worden war. Er schliesst das Fenster, setzt sich und liest nochmals. «Wehe dir...» Der Geistliche weiss, dass Misstrauen das Wohlwollen abgelöst hat, das ihm und seiner Familie anfänglich entgegengebracht worden ist. Grosses Misstrauen. Seit er auf der Kanzel verschiedentlich vor dem Lotterieteufel gewarnt und gegen die Spielsucht gewettert hat. Misstrauen, das in Walzenhausen immer wieder Pfarrherren traf. Seine früheren Amtsbrüder sind daran nicht unschuldig. Johann Ernst Müller etwa. Dessen Amtsenthebung verlangt und der dann 1862 nur knapp bestätigt worden war. Johannes Schönholzer, der 1870 plötzlich verstarb. Und niemand wusste recht warum. Zu dessen Einzug im Jahre 1864 der Chronist im appenzellischen Jahrbuch festhielt, dass es in der Gemeinde an Friede und Eintracht mangle. Und dass der neue Geistliche wohl kaum zur nötigen Pazifikation beitrage. Und vor allem dann Johannes Kopp, der die Verlegung des Friedhofs und die Umbettung der Toten durchgekoppft hatte. Um sich neben dem Gotteshaus den hochfliegenden Traum des Rheinburgpalastes zu erfüllen. Das gab böses Blut, riss tiefe Wunden, die immer wieder aufbrachen. Zumal die Kirche beim Bau Schaden genommen hatte. Kopp. Fast fluchtartig verliess er 1875 Walzenhausen.

Sutermeister versteht das Unbehagen gegen die Bewohner im Pfarrhaus. Das Pfarrhaus, das auf Wunsch von Johann Jakob Iller 1836 auf der anderen Seite des Kirchplatzes neu erbaut worden war, weil er Aussicht auf das Rheintal haben wollte. Und Abstand zum «Löwen», dessen Säftler und Sauerweinsäurer nach Wirtschaftsschluss immer wieder Wasser liessen. Tief in der Nacht. An der hinteren Mauer des Pfarrhauses. Iller hatte einen Beitrag von hundert Gulden zugesichert, wenn der Neu-

bau komme. Die Kirchhöri stimmte lustlos zu. Mit 90 Ja gegen 89 Nein. Dabei hatten die Walzenhauser ihre Pfarrherren doch immer freundlichst empfangen. Auch Sutermeister. Ihn, den 1864 geborenen Seminarlehrerssohn, der das städtische Gymnasium in Bern absolviert und anschliessend in Basel und Göttingen Theologie studiert hatte. Der als 25-Jähriger 1889 voller Ideale ins Appenzeller Hügelland gekommen war. Den der hohe Gemeinderat bereits am Rheinecker Bahnhof empfing. Wo Hauptmann Keller sagte, dass die Gemeinde auf eine ruhige Zeit hoffe. Und der Männerchor beim Eintreffen der Kutschen im Dorf das Lied «Aufmunterung zur Wahrheit und Tugend» sang. Dessen zweite Strophe des jungen Pfarrers Leitspruch wurde. «Brüder, euch bindet heilige Pflicht; suchet, und ihr findet der Wahrheit Licht.»

Johann Jakob Iller. Ihm fühlt sich Sutermeister nahe. Weil er es war, der 1853 die Gesellschaft gegen das Lotteriewesen in Walzenhausen ins Leben gerufen hatte. Das Unwesen des Glücksspiels, das gemäss Artikel 25 des kantonalen Sitten- und Polizeigesetzes von 1836 strafbar war. Immer wieder standen Lötterler aus dem Kurzen- und Hirschberg und vorab aus Walzenhausen vor den Schranken des Gerichts. Kleine Leute, die ihr Geld in blinder Vertrauensseligkeit Kollekteuren anvertraut hatten. Kollekteure, die als Zwischenhändler im benachbarten Österreich Lose der kaiserlich-königlichen Staatslotterie in grossen Mengen kauften, um diese dann mit Gewinn unter die Leute zu bringen. Kollekteure, die zugleich Trücklikrämer waren, die Back-, Fleisch- oder Kurzwaren aller Art verhausierten. Und zwischen den Waren versteckt lagen die Lose. Kein Bargeld? Die Kollekteure halfen bereitwillig aus, gewährten Kredit und verlangten im Gegenzug Wucherzinsen. Und winkte einem kleinen Weber oder Bäuerlein tatsächlich einmal das Glück, so wurde das Guthaben mit den Schulden verrechnet und nicht

oder nur zu einem kleinen Teil ausgehändigt. Mit der warmen Empfehlung, erneut zuzugreifen und noch mehr von den farbigen Papierchen zu kaufen. Man habe jetzt ja selbst erfahren, dass sich die Sache lohne. Ganze Familien rutschten in kurzer Zeit in eine tiefe Abhängigkeit, und als einziger Ausweg blieb oft nur noch die Vergantung von Hab und Gut. Die Kollekteure wuschen ihre Hände in Unschuld, standen sie doch selbst in grosser Abhängigkeit. Hatten sich mit ihrer Sucht dem grossen Bankhalter ausgeliefert, dem Kaiser. Bei ihm liefen alle Fäden zusammen. Er organisierte und koordinierte das Geschäft, liess die Kollekteure die Dreckarbeit machen. Der Kaiser gewann immer, hockte an einem sicheren Platz, gehörte zu den Geachteten in der Gemeinde und hatte nie in Trogen zu erscheinen. Am Gerichtstag. Hatte genügend Geld und Einfluss, um den Kopf immer wieder aus der Schlinge zu ziehen.

Der Dorfkaiser. Dessen verwerfliches Tun Pfarrer Sutermeister in seiner Schrift schonungslos aufdecken will. Ganz im Sinn und Geist von Pfarrer Iller und dessen Gesellschaft gegen das Lotteriewesen. Johann Jakob Iller, der Walzenhausen drei Jahre nach der Gesellschaftsgründung verlassen hatte. Resigniert, wie Sutermeister aus dessen Protokollen herauszulesen glaubt.

«... Der Kampf ist vergeblich. Meine Getreuen wagen es immer weniger, Kollekteure und Lötterler anzuzeigen, deren Zahl fast täglich zunimmt. Zu gross ist die Macht des Kaisers, der als Ehrenmann im Gemeinderat sitzt. Der zu den besonders fleissigen Kirchgängern gehört. Und dem nichts nachzuweisen ist.»

Der Pfarrer wendet sich wieder dem Schreiben zu. Ruhig gleitet die Feder über das weisse Blatt, lässt nochmals den tollen Franz zu Worte kommen: «Das Toggeli ist ein Blutsauger. Es sitzt dem Weber im Nacken, wenn er am muntersten sein Schiffchen hin- und herfliegen lässt. Es begleitet den Bauer in den Stall, wenn er vor seinen Kühen steht. Und der Weberlohn ist

dahin, ehe er ausbezahlt ist. Die Kühe wandern auf den Markt, ehe sie recht Milch geben. Das Haus ist verkauft, ehe es recht bewohnt worden. Dort drüben hat es sein Hauptquartier: im ›Geierhof‹. Dort, wo ich mit Anna glücklich gewohnt habe. Auch mich hat das Toggeli dran gekriegt. Ob ich nicht auch wollt mein Glück versuchen? Was meinst, Frau? sagte ich halb im Spass, halb im Ernst – denn des Nachbars Acker stach uns schon lange in die Augen. Probiers, lachte sie. Und dann bekam ich schöne Zettelchen mit prächtigen Verheissungen von Glück und Gottes Segen. Und von jener Stund an hatte mich das Toggeli und verliess mich nicht mehr. Diesmal ists noch nichts, hiess es nach jedem Ziehungstermin, aber es gibt wieder Gelegenheit mitzumachen. Es sei keine Gefahr dabei, wohl aber ein ungeheurer Gewinn. Und dann haben wir alles verloren. An Balthasar Steiner, der heute als Kaiser im ›Geierhof‹ hockt. ›Da, schau, dort drüben.‹

Seinen Gram richtet der tolle Franz an Philipp, der als junger Lehrer vor wenigen Wochen die Schule von Hinterforst, dem oberen Ortsteil des Dorfes Hubelwies, übernommen hat. Zufällig sind sie sich begegnet. Während des Gesprächs der beiden ungleichen Männer tritt eine Gestalt aus dem Unterholz. ›Der Kaiser, der Kaiser!‹ Angst und Hass klingen in Franzens Stimme, während er hinkend davonhastet. ›Seid ihr der neue Schulmeister? Der Alte wird euch verrücktes Zeug vorgeschwatzt haben. Glaubts kein Wort davon‹, lacht der Geierhofwirt, um dann mit einer abschätzigen Handbewegung seines Weges zu gehen. Die goldene Uhrenkette blitzt in der Sonne.»

Leise geht die Tür auf. Der Pfarrer spürt den leichten Luftzug und wendet sich um. «Paul. Weisst du, wie spät es ist? Ein Uhr. Komm doch jetzt bitte ins Bett. Du weisst doch, dass du morgen einen strengen Tag vor dir hast. Der Junglehrer von der Lachen erwartet dich. Du hast ihm doch versprochen, bei der

Vorbereitung seines ersten Examens zu helfen.» Der Mann richtet einen liebevollen Blick auf seine Frau. 1892 hat er Mathilde Fontannaz geheiratet. In ihrem Heimatdorf, im waadtländischen Cossonay. Die Mutter seiner Kinder. Bereits sind es fünf, die mit ihrer Munterkeit für fröhliches Leben im Pfarrhaus sorgen. Sie tun dem schwerblütigen Pfarrer gut. «Nur noch den Abschnitt mit dem jungen Lehrer. Du weisst ja, dass sie in Zürich bereits mit Ungeduld auf mein Manuskript für die Broschüre warten. Die Zeit drängt. Ich komme bald. Bestimmt.»

Der junge Lehrer. Philipp. Ihn lässt der Pfarrer das tun und sagen, was er selber nicht wagt und darf. Der Lehrer, der fast seit dem ersten Tag immer wieder mit dem Unglück der Lötterlerfamilien konfrontiert wird. Ihre Kinder sind in Hinterforst nicht zu übersehen. Schmutzig und hungrig kommen sie ins Schulzimmer. Wo sie in den Bänken oft vom Schlaf übermannt werden, weil sie bis tief in die Nacht im Sticklokal oder Webkeller mithelfen müssen. Ja, das Toggeli streckt seine Hand auch nach unschuldigen Kindern aus.

Und wieder reiht sich Wort an Wort, Satz an Satz. «... Im Gasthaus zum «Schäfle», das mitten im Weiler lag, ging es diesen Abend besonders lebhaft zu. Es versammelte sich darin die Lesegesellschaft des Hinterforsts. Bald war das eigentliche Wirtszimmer angefüllt. Auch die Plätze in den Nebenzimmern waren in kürzester Zeit besetzt. Die Beteiligung schien eine überraschend grosse zu werden. Eine eigentümliche Erwartung ruhte auf allen Gesichtern. Ein Vortrag des neuen Lehrers war angesagt. Der Titel sei «Ein Feind des Volkslebens.» Was er wohl damit meinen möge, fragten sich die Männer. Die Viehseuche? Oder die Kartoffelkrankheit? Dann wandten sich die Gesichter erwartungsvoll Philipp zu.

Nach anfänglichem Zögern wurde seine Rede sicherer. Er hatte den bedauernswerten tollen Franz vor Augen. «... Ein

Feind des Volkslebens? Was soll denn das heissen? So werden sich viele fragen. Wir leben ja im tiefsten Frieden. Aber es gibt nicht nur äussere Feinde, sondern auch innere. In aller Stille arbeiten jene Mächte, die das Volksleben in seinem gesunden Marke angreifen. Mächte, die da sind die Trunksucht, der Hang zum Luxus, die Arbeitsscheu. Und die Lotterie, der Geld und Zeit, Glück und Zufriedenheit, Haus und Hof und selbst unsterbliche Seelen geopfert werden.»

Eisiges Schweigen folgte den Worten des Redners. Schliesslich meinte der Präsident nach einem Seitenblick auf den Geierhofwirt, der Schulmeister werde doch wohl nicht auch nur einen der Anwesenden im Ernst der Teilnahme an so schädlichem Treiben verdächtigen. Den Hinterforstlern jedenfalls müsse man nicht sagen, was recht sei; sie wüssten es schon lang. Der Herr Lehrer sei halt noch jung, und wenn er auch Schulmeister sei, habe er doch noch manches zu lernen. Er hätte besser getan, ein zeitgemässeres Thema zu wählen, etwa über die Kälbersucht oder das beste Mittel zur Vertilgung der Baumläuse zu reden. Beifall folgte diesem Votum, und bereits zu Beginn der neuen Woche spürte der Lehrer, dass sich zwei Parteien gebildet hatten: Freunde und Gegner des Lotteriewesens. In der Pause beschimpften sich die Kinder mit wüsten Worten und wurden sogar handgreiflich. Philipp hatte seine liebe Mühe, die Hinterforster Jugend wenigstens im und ums Schulhaus zur Räson zu bringen.

Müde, aber zufrieden überfliegt der Pfarrer die Zeilen, um dann die Kammer aufzusuchen. «Willst du die Schrift wirklich herausgeben lassen?» Angstvoll wendet sich Mathilde an ihren Gatten. «Ja, es muss sein. Du siehst ja selbst, dass alle Predigten, Aufrufe und persönlichen Gespräche nichts nützen. Zu tief hockt das Toggeli, der Lotterieteufel, in den Köpfen. Hat Herzen und Seelen bis ins Innerste vergiftet. Und zu gross ist die

Angst vor dem Kaiser, dem die Unglücklichen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind. Wenn nur der Kaiser nicht wäre. Nein, der Verein für Verbreitung guter Schriften rechnet mit meinem Manuskript. Und im Übrigen sind deine Befürchtungen unbegründet, wird doch die Broschüre anonym erscheinen. So empfehlen es die Herausgeber in Zürich. Zu meiner und unserer Sicherheit. Und niemand wird merken, dass mit Hubelwies Walzenhausen, mit Hinterforst Lachen, mit dem ‹Geierhof› die Wirtschaft Falken und mit dem ‹Schäfle› die ‹Traube› gemeint ist. Und den Dorfkaiser nenne ich Steiner und nicht ...» Mit einer raschen Bewegung ihrer Hand verschliesst ihm Mathilde den Mund, schaut angstvoll zum weit geöffneten Fenster. «Nein, nicht. Ich will den Namen nicht hören. Du weisst doch, dass es niemand wagt, sich mit ihm anzulegen. Er, der Amtmann. Eng befreundet mit verschiedenen Kirchenvorstehern. Nein, Paul, bitte gib auf, unseren Kindern zuliebe. Dein Kampf führt zu nichts und wird uns den Walzenhausern noch mehr entfremden.» Begütigend redet Sutermeister seiner Frau zu, und schliesslich fallen beide in einen unruhigen Schlaf.

«Der Geierwirt war nicht mehr zufrieden mit seinen gewöhnlichen Gewinnen aus dem Losverkauf. Geld. Wer ihm verfallen ist, will noch mehr. Balthasar Steiner liess sich deshalb auf Empfehlung eines Winkeladvokaten auf ein äusserst gewagtes Spiel mit Aktien südafrikanischer Goldminen ein. Unermessliche Summen gebe es da zu gewinnen. Unermessliche. Bald aber wendete sich das Blatt. Anzeichen einer beginnenden Panik machten sich bemerkbar. Die Kurse fielen rapid, die Zeitungsmeldungen wurden immer beunruhigender. Und dann kam der totale Zusammenbruch.»

Der Höhepunkt seiner Geschichte erfüllt Paul Sutermeister mit Befriedigung. Sie wird die Leserschaft aufrütteln. Wird ihr ein warnendes Beispiel sein. «Nun hatte ein weiterer Dämon die

Hand nach dem Geierwirt ausgestreckt: die Trunksucht. Als er nach der vernichtenden Hiobsbotschaft tief nachts seine Schlafkammer aufsuchte, liess ihn der schwere Rausch stolpern. Er stürzte, und augenblicklich entzündete sich das auslaufende Petrol der Laterne. Unheilvolles Knistern und lautes Knattern verbreitete sich in Windeseile. Flammen frassen sich gierig durch den Dachstuhl und röteten bereits wenig später den Nachthimmel. Der ‹Geierhof› brannte bis auf die Grundmauern nieder, und erst nach Tagen wurde die bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Leiche Steiners gefunden. Hinterforst schreckte auf und fand zur Besinnung. Langsam hielt auf den grünen Höhen wieder die alte Eintracht Einzug.»

Die Broschüre ‹Der Dorfkaiser› erschien im Februar des Jahres 1898. Tausende von Exemplaren fanden reissenden Absatz. Auch im Appenzellerland wurde das Heft verschlungen, und schon bald entdeckten sich die Walzenhauser darin wie in einem Spiegel. Merkten, dass Hubelwies ihr Dorf und mit Hinterforst der Weiler Lachen gemeint war. Und hier braute sich Böses zusammen. ‹Hüte dich, Pfaffe. Misch dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen. Sonst wehe dir.› Über die Versammlung vom 5. März 1898 im Saale der ‹Sonne›, Moos (Bezirk Lachen), berichtet das Protokoll wie folgt: ‹Es ist die erste Pflicht eines Ortsgeistlichen, die Einwohner einer Gemeinde zum Frieden und zur Eintracht zu halten, denselben versöhnlich zu begegnen und überhaupt durch Wort und Tat auf die Religiosität und die Sittlichkeit des Volkes bestmöglichst einzuwirken. Dieses ist von Seiten unseres Pfarrherrn nicht geschehn. Im Gegenteil, hat er doch nicht nur einzelne Personen und Familien, sondern einen ganzen Bezirk unserer Gemeinde durch seine soeben herausgegebene Broschüre zu verdächtigen, dem Spott und der Verachtung auszusetzen versucht. Dieses verwerfliche Vorgehen veranlasst unterzeichnete Petenten, das Begehren zu

stellen, es möge der Hohe Kirchenrat einer beförderlichst zusammengerufenen ehrsamem Gemeinde die Frage vorlegen, ob nicht der zurzeit amtierende Herr Pfarrer Paul Sutermeister von seiner Stelle in hiesiger Gemeinde zu entlassen sei.»

Nach einigem Hin und Her in der Kirchenvorsteherschaft wurde am 14. April 1898 eine ausserordentliche Kirchgemeindeversammlung abgehalten. Mit grossem Mehr wurde der Antrag «Abwahl des Pfarrers» angenommen. Anschliessend kam es zur Bestimmung einer Pfarrwahlkommission mit fünf Mitgliedern. Schon am 19. Juni 1898 wurde als Nachfolger Pfarrer Zinsli aus dem bündnerischen Maladers gewählt. In den andern Dörfern des Kantons wurden die Ereignisse teils mit Schadenfreude, teils mit Befremden zur Kenntnis genommen. Wieder einmal wurde das Eichenbachtobel als besonders tief empfunden, lag Walzenhausen weit weg im unbekanntem Osten. Wo die vom kantonalen Kirchenrat angebotene Vermittlung als unnötig abgelehnt wurde. Mit der Feststellung, dass die Walzenhauser am besten wüssten, was für ihre Gemeinde gut sei.

«Der Dorfkaiser» aber zog Kreise und rüttelte auch am Podest höchster Magistraten. So wurde im Vorfeld der 1898er-Landsgemeinde sogar der Walzenhauser Regierungsrat Titus Rohner angegriffen. Ein Mächtiger im Dorfe. Stickereifabrikant, Magistrat, Initiant der 1896 eröffneten Bergbahn, Agenturhalter der Appenzell-Ausserrhodischen Kantonalbank und vielleicht noch mehr. Ein im Vorfeld der Landsgemeinde erschiener Zeitungsbericht jedenfalls schlug kritische Töne an. «... Es ist unbegreiflich, dass Herr Regierungsrat Titus Rohner und einige andere Ratsherren von Walzenhausen der Broschüre des Pfarrers, die ein Werk der Menschlichkeit und Gerechtigkeit ist, nicht ihren Beifall zollen wollen. Dass auch sie für einen Beschluss stimmten, welcher der Gemeinde Walzenhausen viel geschadet hat. Wir glauben niemals, dass Herr Titus Rohner und

die tonangebenden Ratsherren von Walzenhausen das Lötterlen nicht auch als Krebsübel taxieren.» Titus Rohner wurde bei vielen Gegenstimmen wiedergewählt. Ein Jahr später aber stellte er sich nicht mehr zur Wahl.

Mit seiner Familie übersiedelte Pfarrer Sutermeister nach Bern, wo er beim «Berner Tagblatt» eine Redaktorenstelle antrat. Krank und gramgebeugt verstarb er am 2. Februar 1905 im Alter von erst 41 Jahren, seine Frau und acht unmündige Kinder zurücklassend.

Heimat im Gegenlicht

Rolf Hörler

Beinahe wäre ich in Samstagern mit einem bärtigen Dienstkameraden in den falschen Zug gestiegen und mit der Südostbahn bergwärts Richtung Schindellegi–Biberbrugg gefahren statt mit der Bodensee-Toggenburg-Bahn talwärts Richtung St.Gallen. Im falschen Zug fühle ich mich so oder so, nachdem ich von Alexa und den beiden Mädchen, für vierzehn Tage wohl, Abschied genommen habe. Die Eisenbahnfahrt. Auf dem Seedamm bei Rapperswil Soldaten, die uns aus einem vorsintflutlichen Fahrzeug zuwinken, und das Gefühl, das man dabei empfindet, beinahe Freude oder Glück, etwas Gemeinsames jedenfalls. Später der Obersee mit Bollingen, noch später der Gübßenweiher und die Erinnerung an einen der letzten Spaziergänge mit meiner Mutter. In Degersheim ist ein debiler Benedikt Müller, Jahrgang 1956, zugestiegen, der Holzperlen auf einen roten Doppelfaden aufzieht, nachdem er uns voller Stolz sein Dienstbüchlein gezeigt hat. Vermutlich ein Militärdienstverweigerer, der seinen Auftritt vor den Vorgesetzten probt.

Die einzige Möglichkeit, Dir gleich schreiben zu können, besteht darin, nach neun Uhr abends auf den Ausgang zu verzichten, mir im Kantonement einen Stuhl zu suchen, von der Turnhalle, in der wir eng beieinander schlafen werden, die Soldaten wohlverstanden, eine Treppe hochzusteigen, mich gleichsam zu flüchten, und in diesem Turnhallenkorridor im ersten Stock, gegenüber der Mädchen-Turngarderobe, Türe Nummer

11, mich niederzulassen. Da kann ich meine Mappe abstellen und meine Siebensachen auf der lackierten Holzbrüstung ausbreiten. Ich habe Stille um mich, wenn unten auch hie und da Stimmen zu hören sind und Schritte gehen. Ausser der Wachmannschaft ist wohl niemand mehr im Haus. Was will ich in einem überfüllten Restaurant! Die andern betäuben sich mit Wein und Bier, mit Lärm und Tuchfühlung – ich will nur schreiben und eine Pfeife rauchen, mich an unsere Welt erinnern.

Halbwegs stecke ich noch immer in meinem bunt gescheckten Tarnanzug. Ich fühle mich gut, bin geborgen, habe die Möglichkeit, schreibend einen Kontakt, auch zu mir selber, aufrechtzuerhalten. Es ist tröstlich. So vermag ich fertig zu werden mit der Tatsache, dass wir keinen sehr angenehmen Dienst haben werden. Ich werde nicht wie sonst viel freie Zeit zu meiner Verfügung haben. Bis nach neun waren wir pausenlos «auf Draht», im Einsatz, auch wenn dieser Einsatz aus Warten besteht. Bis um vier verbrachte ich den Tag in einer Tiefgarage in St. Georgen. Wir fassten eine Menge Material, auch eine Gasmaske und einen Kampfanzug. Es ist mir vieles neu – und die alten Gesichter sind nicht mehr. Da ist nichts Wohlvertrautes. Das ist nicht die gemütliche Welt von Teufen, sondern ein anstrengendes Eggersriet. In einem Camion wurden wir in dieses sonst schmucke, modernisierte Dörfchen hinauf gefahren. Man setzte sich nach einem Rundgang ins Restaurant zur Heimat, wo wir im Theatersaal später auch Speck, Kartoffeln und Bohnen assen. Einige sassen auf der Bühne vor den verwaschenen Kulissen. Da hockten wir auch zu Theorie und, nach dem Essen, zu einem Referat des Hauptmanns. Man übertreibt – das ungefähr ist die einhellige Meinung der Soldaten. Wenige Zentralisten werden viele Zentralen bedienen müssen. Man wird also kaum abgelöst werden. Am Samstag früh um acht beginnt die lange Übung mit einem Einsatz rund um die Uhr. Die guten

alten Zeiten sind vorbei – aber auch diese zwei Wochen werden vorbeigehen. Ich bin im Ausnahmezustand. Meine einzige Fluchtmöglichkeit ist vorderhand ein Turnhallenkorridor, der einzige Ort, wo ich schreiben und mich wohl fühlen kann. Im Übrigen trotte ich einfach mit.

In meinem Doppelschlafsack verbringe ich die Nacht in der Turnhalle. Der schnarchende Kamerad zu meiner Rechten weckt mich einige Male auf, und ich habe jedesmal Mühe, wieder in den Schlaf zu finden. Halbschlaf zwischen halb drei und halb sechs, dann beginnen die Kirchenglocken wie verrückt zu läuten, zu einer Messe in aller Herrgottsfrühe. Mit den ersten wasche ich mich, noch vor der Tagwache um Viertel vor sechs. Im Tarnanzug, mit Gamaschen und Pelzmütze gehts hinauf zum Restaurant zur Heimat. Ein neuer Tag beginnt. Nach dem Frühstück Zentralendienst im Keller des Pfarrhauses. Brigadier Bucher kommt auf Visite. Zentralenchef Gmünder, den ich von früher kenne, fragt mich, ob ich mit ihm der Zentrale in Heiden zugeteilt werden wolle. Lieber in Heiden als in einem Bunkerloch. Nach dem Mittagessen setze ich mich auf eine rote Bank unweit des Kantonnements, wo ich an der Frühlingssonne schreiben kann. Am Nachmittag fassen wir bei der Pfarrersköchin einen Apfel, haben AC-Bereitschaft zu erstellen, spazieren mit dem Sekundarlehrer aus Fribourg zum Waldrand hinauf und üben uns an einem sonnigen, aber doch feuchten Wiesensbord in Kameradenhilfe. Die Zeit vergeht. In der Turnstunde spielen wir Fussball auf der Schulwiese. Nach dem Inneren Dienst telefoniere ich von der einzigen öffentlichen Sprechstelle aus mit Sarah und Alexa. Sarah habe auf dem Bahnhof Samstagern ein wenig weinen müssen, nachdem ich mit dem Zug weggefahren war. Sie ist feinfühlig, empfindet es, den Vater nicht mehr um sich zu haben. Ich kann Alexa auf meinen Brief

von gestern verträsten. Draussen warten Soldaten, die auch telefonieren wollen. Ein eindrücklicher Abend mit dem Sonnenuntergang in Blickrichtung St.Gallen. Gegenwart im Gegenlicht. Auf dem Parkplatz beim verlotterten Restaurant zur Heimat, neben der Brückenwaage, ein verrostender runder Gartentisch mit Stuhl. Nach dem Abendessen und dem Hauptverlesen setze ich mich mit meiner Mappe in den kleinen Saal im ersten Stock des Restaurants zum steinernen Haus. Ich bleibe allerdings nicht allein. Zwei Funker richten ihr Funkgerät ein. Aber ich habe meinen halben Liter Dôle und einen Raum zum Schreiben.

Der Wechsel der Szenerie ist unvorstellbar. Die Umstände, unter denen ich vorübergehend zu leben habe, sind für mich wirklich ein Kriegszustand, in dem ich das Überleben probe. Was die Landschaft, ihre Hügel und Täler, die Weiler und Dörfer und die darin wohnenden Menschen betrifft, bin ich zwar in so etwas wie Heimat, die mir wie ein Gelobtes Land urkundlich versprochen ist mit feierlichen Worten auf meinem Heimatschein. Wesentlicher aber ist doch meine rotweinfleckige Wortlandschaft, in der ich mich bewege. Sie ist mein Réduit. Ich käme um, wenn es dies nicht gäbe, diesen scheinbar unveränderlichen Innenraum.

Im Restaurant Krone trinke ich noch einen Zweier Kalterer, da wo ein Paar speist, in steifem Gegenüber, sie schmal und hastig, in einem tief ausgeschnittenen Kleid, das Zeremoniell erledigend, das zu Partnerschaft und Liebe gehört. Im Kantonement, kurz nach elf, die menschliche Tragödie zwischen einem mickrigen, ganz und gar unfähigen Oberleutnant und einem Dutzend Soldaten, die eine halbe Minute verspätet zum Zimmerverlesen eingetroffen sind.

Die Hälfte der Zentralisten marschiert an diesem Vormittag mit dem Sekundarlehrer aus Fribourg zum Rossbüchel, unmittelbar beim Fünfländerblick gelegen, hinauf. Eine für mich anstrengende, aber doch gesunde, wohltuende Wanderung. Undeutliche Wege der Erinnerung. Der Wunsch, in Zivil im Restaurant Rossbüchel sitzen zu können. Vielleicht um Zeit zu haben für Beschreibungen. Die Luft ist wärmer geworden, dafür ist der Himmel anfänglich bedeckt. Vom Rossbüchel aus der Blick auf den Bodenseeraum von Professor Blauhut. Ich wüsste nicht, was man darüber schreiben könnte, einfach so.

Im Kanton Zürich leben mehr Appenzeller als in den beiden Halbkantonen von Appenzell zusammengerechnet, habe ich einmal gehört oder gelesen, und ich bin sicher, dass auch heute auf einem der Hügel oder in einem der Tobel von Inner- oder Ausserrhoden einer geboren wird, der Jahre später im September auswandert mit hundert Appenzellern nach Südkarolina oder zu einem andern, nähern oder fernerem Punkt der Welt. Das Heimweh wird den Appenzellern bleiben, den Daheimgebliebenen wie jenen, die ausgewandert oder weggezogen sind.

NACHFAHREN

Am Tisch der Ahnen / sitzen die Nachfahren / einer verkommenen Welt / und bleiben allein / mit ihrem Heimweh / nach dem Niegewesenen. / Als die Tage noch Tage waren, / muss das Leben / noch Leben gewesen sein, / sagen sie, / empfangen Radio Budapest / auf den Hügeln / des Appenzellerlandes / und empfinden nichts als Wehmut, / während die Holzfäller / mit ihren Motorsägen / ahnungslos die Seelen / der letzten Alemannen / aus den Eichenhainen / verscheuchen. //

Wir mussten gestern Abend bis nach elf Uhr Gasmasken umrüsten, und nachher konnten wir gleich in den Schlafsack krie-

chen. Ich war schlecht gelaunt, zumal ich leichtes Kopfweh hatte und mir die üble Luft, die überall ist, wo Soldaten sind, nicht behagte. Es war ein gestohlener Abend. Darüber tröstete nicht hinweg, dass wir uns nach dem Umrüsten der Schutzmasken im Restaurant zur Heimat an den betrunkenen Burschen von Eggersriet, die sich an diesem Tag hatten stellen müssen, ergötzen konnten. Für die meisten Schweizer beginnt ja die militärische Laufbahn mit einem Besäufnis im Anschluss an die Rekrutenaushebung. Und diese Art, den Dienst zu bewältigen, wird später beibehalten. An diesem Nachmittag nun bin ich bis zum frühen Abend frei. Mit einigen Kameraden spaziere ich zur Eggersrieter Höhe hinauf, die mir aus meiner Kinderzeit vertraut ist als sonntägliches Ausflugsziel, und da sitzen wir jetzt vor dem Restaurant an der Sonne. Das sind die schönen Seiten des Militärdienstes.

Das Abendessen um halb sieben, eine Stunde später eine Besprechung mit Zugführer Fisch im steinernen Haus, unsere kommenden Aufgaben betreffend, um neun das Hauptverlesen, nachdem wir den Kampfanzug mit dem Ausgangstenü vertauscht haben. Was tun? Ich setze mich ins Café Krone, kann allein an einem Zweiertischchen sitzen und einen Zweier Beaujolais trinken.

Ein Tag, den ich schreibend nicht zu bewältigen vermag. Es ist zu spät dazu. Ich habe die Gelegenheiten, bei denen ich in Ruhe hätte schreiben können, verpasst. Jedenfalls fahren wir heute Morgen nach dem Frühstück in einem Camion nach Heiden. Ernst Gmünder, Guido Schnorf und ich haben dort die Zentrale in Betrieb zu nehmen. Wichtigste Aufgabe jedoch ist es, ein Zimmer für uns zu finden. Zentralenchef Urfer war immer in der «Bierquelle» untergebracht, und alle haben uns darum benediet, dort logieren zu können. Da gehen wir also froh-

gemut hin. Am Mittag essen wir den Proviant, den man uns mitgegeben hat, einen Landjäger, ein Stück Brot und einen Apfel. Beim Bedienen der Telefonzentrale haben wir mit einigen Schwierigkeiten fertig zu werden. Um zwei Uhr wird die Vorübung abgebrochen. Wir setzen uns in den «Falken», wo uns eine junge Serviertochter bedient, die etwas vorzuzeigen hat, ein Naturtalent sozusagen. Mit einem Gast spielen wir einen Schieber, verjassen die Zeit. Um vier trifft der Camion ein, auf den wir zu warten hatten. Man bleibt noch eine Weile und fährt dann nach Eggersriet zurück.

Innerer Dienst und packen für morgen. Vor dem Abendessen rufe ich Alexa von der Post aus an. Mit Karl Bauer verbringe ich den Abend im Café Krone, bei einem Dreier Kalterer oder Magdalener und einem grossen Bier. Ich komme nicht zum Schreiben. Im Korridor des Kantonnements will ich später nacharbeiten, verletze jedoch beim Öffnen einer kleinen Flasche Veltliner meine Finger und blute ziemlich stark. Es soll offenbar nicht sein, dass ich jetzt noch schreibe. Immerhin ist das Gedicht, an dem ich in den letzten Tagen gearbeitet habe, so ziemlich bereinigt.

HEIMAT

Gegenwart im Gegenlicht, / nicht *mit* der Sonne, / sondern *gegen* sie betrachtet, / geblendet also, / und in diesem blinden Blick / verdämmert das kulissenhafte / Vordergründige: / der rostzerfressene, / verbeulte Gartentisch / bei der Brückenwaage / auf dem Vorplatz / vor dem Restaurant zur Heimat / mit seinem angebauten Saal, / auf dessen Bühne / das Dorftheater ausgepoltert hat. / Geblieben sind nur / die verwaschenen Kulissen / und die verlotterte Umgebung / in dieser Gegenwart im Gegenlicht, / die ich leicht abgerückt / vom Gartentisch betrachte. / Die Eggersrieter Säufer / finden ihre Heimat – / ich suche sie noch immer, / westwärts, / wo die Sonne sinkt, / in einem Streifen

Himmelsblau. / In dieser Gegenwart / im Gegenlicht / erscheint mir die Vergangenheit / verhangen licht, / und für die Zukunft / bleibt nur wenig Zuversicht. //

Nach Mitternacht taste ich mich im Dunkeln zu meinem Schlafsack.

Das Übliche, könnte man sagen. Man steht vor sechs auf, nachdem man in der Nacht viele Male erwacht ist, geweckt vom Licht in der Turnhalle, vom Hin und Her von Soldaten. Nach dem Morgenkakao in der «Heimat» fahren wir nach Heiden. Es regnet. Wir stellen unser Gepäck vor das Restaurant Bierquelle und gehen dorfaufwärts der Zentrale zu, die wir endgültig in Betrieb zu nehmen haben.

Am Nachmittag habe ich allein Zentralendienst, bin nicht zufrieden mit dem Gusskasten, den Leitungen und den Anrufen. Um fünf bin ich frei, treffe Guido im «Falken» beim Jassen mit Beizer Kurt und Serviertochter Christine. Mein Kamerad hat ein Taschenschach mitgebracht. Vor dem Abendessen im «Schäfli» reicht es noch zu einer Partie. Mit den schwarzen Steinen spiele ich ganz auf Angriff, hole eine zweite Dame und komme zu einem zwingenden Matt. Nach dem Abendessen gehen Guido und ich auf Empfehlung einer Telefonistin von der Auskunft zur «Rose» hinauf. In der Wirtschaft sitzen Urnäscher und zäuerlen beim Weintrinken und Kartenspielen, singen Plattenbödeler, eine Art gesungene Erzählungen. Marthe, muesch no es Zäuerli neh! So wird eingeladen. Auch da eine gutgewachsene Blondine, diesmal aus Holland. Pin-up-Girls im Appenzellerland. Im «Falken» jasse ich mit einem Max aus Rehetobel gegen Christine und Guido. Wir harmonieren ausgezeichnet und gewinnen, dafür verlieren wir später, nachdem Guido wohl oder übel zur Zentrale gegangen ist und seinen Platz einem andern Spieler überlassen hat.

Guten Tag, mein Liebes, ich sitze an diesem Sonntag in meinem Kampfanzug auf einer gelben Bank vor gelben Sträuchern (es sind blühende Forsythien) inmitten des Kirchenplatzes von Heiden. Sonne in meinem Gesicht, pfeifende Vögel in der Luft (die noch kühl und regenfeucht ist). Aber die Aussichten sind doch gut. Halb zehn Uhr bereits. Ich komme direkt aus der Zentrale, die ein gut getarntes militärisches Objekt ist. Was wie ein Schrebergarten-Weekendhäuschen aussieht, ist ein Betonbau. Fenster und Tür auf der Strassenseite sind aufgemalt und auf Distanz eine perfekte Täuschung. Nach Wirtschaftsschluss, das heisst um ein Uhr gestern Nacht (wir überhockten), habe ich Guido (gegen den ich die erste Schachpartie bereits gewonnen habe) abgelöst. Weil überhaupt kein Betrieb in der Zentrale war, legte ich mich gleich schlafen, kroch in den Schlafsack auf dem schmalen Bett an der Wand. Ein einziges Mal wurde ich vom Schnarrton des Kastens geweckt. Ich musste einem Soldaten über die Nummer 164 den Sportbericht vermitteln. Bis um halb sieben schlief ich ungestört weiter. Jetzt wurde an die von Sträuchern verdeckte Betontür auf der einen Schmalseite unserer kleinen Festung gepoltert. Ernst löste mich ab. Er setzte sich vor den Gusskasten mit den vielen Klappen und Schnurpaaren, und ich döste bis gegen neun Uhr in meinem Schlafsack weiter. Nun bin ich da, an der frischen Luft und bei Dir, bin da auf dem sonntäglichen Kirchplatz und freue mich am strahlend blauen Himmel, spüre, wie die Sonne immer mehr wärmt, habe viel freie Zeit vor mir und bin doch unfrei in meinem Kampfanzug.

Um meine gelbe Bank kommt immer mehr Leben auf, auch in Form gelber Postautos, und deshalb will ich schauen, dass ich weiterkomme. Auf der Post werfe ich meinen Brief an Alexa ein, kaufe am Bahnhof einen Beutel Tabak und kehre dann zur «Bierquelle» zurück.

Im «Falken» treffe ich Guido. Um Viertel nach elf sitze ich mit Ernst auf der sonnigen Terrasse des Restaurants «Anker». Zum Mittagessen gehen wir hinüber zum «Schäfli», zu diesen Attrappen von Frauen. Nach dem Dessert will ich zuerst einmal an der frischen Luft bleiben, spaziere auf der Strasse, die nach Obereggen führt, hinauf zur «Rose», setze mich jedoch in die «Ilge». Ich will schreiben, doch leider wird die Wirtschaft um ein Uhr geschlossen. Also kehre ich zum «Falken» zurück und schreibe im hinteren Raum allein an einem Tisch vor dem Butzenscheibenfenster. Später rechne ich Zeugnisnoten aus. Nach drei bin ich wieder in der Zentrale und habe Dienst bis abends acht Uhr. Doch schon vor sieben löst mich Ernst ab, damit auch ich zu einem Abendessen komme. Im «Schäfli» erhalte ich Tee und Suppe, einen Stumpfen, Brot und einen Apfel. Nach acht setze ich mich nochmals in den hinteren Raum des «Falken» und bestelle eine Flasche kaltes Bier. Ich versuche ein Gedicht zu schreiben, inspiriert von der Music-Box, die immer wieder No Woman No Cry spielt.

MANÖVERBEGINN

No Woman No Cry / in der Appenzellerstube / des Restaurants «Falken» / in Heiden, / wo wir im Kampfanzug / vor einem kühlen Bier sitzen / und aus der Music-Box / den letzten Lagebericht / über die unmittelbar / bevorstehenden Manöver hören: / No Woman No Cry. / Die Serviertochter, / von uns Soldaten / Christkindlein genannt, / lässt das kühl, / und auch der silberne Falke / draussen auf dem Wirtshausschild / verfolgt ungerührt jede Bewegung. / No Woman No Cry. / Wenn wir im Kampfanzug / von unserem Bier aufstehen / und unser wohl vorbereitetes / Manöver beginnen, / wird er sich auf die Beute stürzen, / und wir werden ihn hören, / Christines leisen, / erschrockenen Schrei – / während in der Appenzellerstube / die

Music-Box noch einmal / No Woman No Cry / zu spielen beginnt. //

Um Mitternacht gehe ich zur «Bierquelle», tappe mich im Dunkeln unter das Dach des Hauses zu unserem Dreierzimmer. Guido schläft. Er hat vor ein Uhr seinen Dienst anzutreten. Ich stelle den alten, robusten Wecker. Kaum bin ich eingeschlafen, läutet dieser. Ich gehe mit Guido in den ersten Stock hinunter und hole meinen Tornister und den Helm. Um die vier erwache ich, als Ernst zurückkommt. Er sagt, ich könne noch länger schlafen. Erst um fünf muss ich in der Zentrale sein und habe Dienst bis neun Uhr, und in diesen vier Stunden ist gelegentlich der Teufel los. Wir geniessen nachher, unrasiert zwar, das Frühstück im «Falken». Mit Guido gehe ich anschliessend zur «Bierquelle». Wir werden herzlich empfangen. Ich wasche und rasiere mich, wechsle die Wäsche und lasse mich von Guido zu einem Zweier Kalterer und zu einer Schachpartie verführen. Ich hätte auf Pikett zu stehen, komme aber noch früh genug zu Ernst. Bis halb eins bleibe ich bei ihm in der Zentrale und sehe zu, wie er mit dem Puff fertig wird. Seit heute wird unsere Zentrale bewacht, und Zugang erhält man nur mit dem Passwort Banago. Kurt im «Falken» bereitet für uns, und dies an seinem freien Tag, ein gutes Mittagessen zu. Anschliessend gehe ich zum «Bären» hinauf. Dort werden Kühe zu einem kleinen Viehmarkt geführt. Ich schaue eine Weile zu, bevor ich zurück zur Wirtschaft Rose gehe, wo ich sozusagen allein bin mit der blonden Serviertochter aus Holland. Sie setzt sich mit ihrer Stickarbeit (die Vorlage zeigt eine Tessiner Kirche) an meinen Tisch und erzählt von ihrer Arbeit, ihren Erfahrungen als Serviertochter im Appenzellerland, vom deutschen Karneval, von der Fröhlichkeit, die sie sucht. Sie möchte das Leben geniessen, reisen, die Welt sehen, Abenteuer erleben. Darum nimmt sie zwischen-

hinein Urlaub und geht auf Reisen. Ich setze für sie ein Kündigungsschreiben an den Buchclub Europaring auf. Sie wird den Brief während der Zimmerstunde abschreiben. Das jüngere Mädchen setzt sich zu mir an den Tisch und löst Kreuzworträtsel. Als ich die zweite Flasche Bier getrunken habe, gehe ich zur Zentrale. Bis neun Uhr abends habe ich Dienst. Mit leichter Verspätung löst mich Ernst ab, sagt, er sei schweren Herzens gekommen, sie hätten zwei nette Krankenschwestern vom Spital Heiden getroffen. Ich schlage ihm vor, an seiner Stelle für weitere vier Stunden in der Zentrale zu sitzen, doch er will das Angebot nicht annehmen. Also gehe ich zur «Rose» hinauf und treffe dort in einem vollen Restaurant Guido und die beiden Mädchen. Wir spielen vier Schieber auf fünftausend, Conny und ich gegen Guido und Gertrud. Um Mitternacht begleiten wir die Mädchen ein gutes Stück nach Hause. Bei Ernst in der Zentrale wollen sie nicht vorbeischaun. In der Küche der «Bierquelle» finden wir den Thermoskrug gefüllt mit heissem Kaffee Schnaps, daneben einen Teller mit aufgeschnittenem Salisz und drei Scheiben Brot, die in Frischhaltefolie eingepackt sind. Während ich bis halb fünf schlafen kann, muss Guido zur Zentrale gehen, um Ernst abzulösen.

Nach fünf löse ich Guido ab. In der Zentrale geht es recht turbulent zu und her. Um die acht muss ich in die «Bierquelle» anrufen und Ernst kommen lassen. Wir brauchen dringend die Verschlüsselungstabellen. Ich habe mir das Frühstück im «Falken» redlich zu verdienen. Um halb zehn kann ich dort beim Kaffee sitzen, Weggli mit Butter und hausgemachter Erdbeerkonfitüre geniessen, eine meiner Gauloises rauchen, in der Appenzeller Zeitung und im «Blick» lesen. Der Pöstler bringt mir drei Briefe, und ich ziehe mich mit einem Halbliter Blauacher in die Appenzellerstube des «Falken» zurück, wo ich mich an einen der Schiefertische setze.

Um die elf trifft Guido ein. Es reicht vor Mittag zu einer Schachpartie. Nach dem Essen steige ich den Hang hinter der Zentrale hinauf und lege mich in meinen Klamotten an die Sonne. Zeitweise schlafe ich tief.

Bereits um halb fünf bin ich in der Zentrale, habe Dienst bis um neun, und nachher jassen Guido und ich im «Falken» mit den beiden Mädchen, die wir um Mitternacht mit militärischen Ehren nach Hause begleiten. Für Guido und mich ein willkommener Rundgang, bevor wir uns in der Küche von Frau Sterchi an den Tisch setzen, um Kaffee Schnaps zu trinken.

Der Rhythmus ist gegeben. Um halb fünf im dunklen, kalten Zimmer aufstehen, die Kurzwäsche im Zimmer neben der Küche, leise das Treppenhaus hinuntergehen, die Schritte auf der menschenleeren Hauptstrasse zur Sägerei, über die Brücke, über das Wiesland zur Zentrale. Bis um neun habe ich alle Hände voll zu tun. Der Feldweibel bringt mir einen Brief von Papa und das Paket mit der Post, die mir Alexa nachgeschickt hat. Es sind vor allem Zeitungen.

Du mein Liebes, ganz nahe schon, gestern Vormittag (für mich Vormittag, für Dich vielleicht Morgen, weil Du ja nicht wie ich, und dies jeden Tag, um halb fünf aufgestanden bist), gestern um halb acht also habe ich zum letzten Mal mit Dir gesprochen – und nun wird es höchste Zeit, Dir auch wieder einmal zu schreiben. Ich sitze allein in der gemütlichen Appenzellerstube des «Falken», wo ich in Ferienstimmung gefrühstückt habe, da wo wir auch zu Mittag und zu Abend essen (und zwar nicht aus der Militärküche, sondern à la Postizzi, ehemals «Krone» in Hütten). Ich habe hier im «Falken», nach dem Frühstück um halb zehn, nichts anderes zu tun, als auf das Mittagessen zu warten. Gestern hat mich der Pöstler endlich gefunden und mir zwei Briefe von Dir und einen langen von Peter gebracht, und

heute brachte der Feldweibel das Paket mit der übrigen Post (ohne das Passwort Titanic zu wissen) zu meiner scharf bewachten Zentrale. Die feindlichen Panzer stehen in Oberegg. Ich habe den rettenden «Falken» noch rechtzeitig erreicht. Eine Flut von Post, von Worten, von Anrufungen und Zeichen ist also über mich hereingebrochen – und es geht mir jetzt ähnlich wie so oft in der Zentrale, wenn Hochbetrieb ist und man gleichzeitig zehn Verbindungen herstellen sollte. Man weiss nicht, wo beginnen. Meine liebe Alexa zu Hause (bei den unermüdlichen Töchtern), ich danke Dir für die vielen Freuden, die Du mir wieder ins Feld geschickt hast, für all das Wesentliche, auch dieses mein Soldatenleben Bestimmende.

Um ein Uhr habe ich wieder Dienst. Ernst kommt noch rasch bei mir vorbei. Das hätte er nicht tun sollen. Hoher Besuch meldet sich an, und nun bleibt der Zentralenchef hängen, zumal sich Panzer nähern. Hauptmann Hügli zieht sich vorübergehend in unsere Zentrale zurück. Der nach Drehbuch gespielte Krieg ist da – in Form von sichtlicher Aufregung, als könnte es uns wirklich an den Kragen gehen. Nach fünf suche ich eiligen Schrittes den «Falken» auf und mache Pause beim Bier. Ich lese Zeitungen, esse zu Abend Rösti und Aufschnitt, löse Ernst ab und habe nachher nochmals eine kurze Galgenfrist bis um neun. Die feindliche Panzerkolonne mit winkenden Soldaten ist längst vorbeigerollt. Einzelne Gegner sollen sich noch in der Nähe aufhalten, Saboteure vermutlich. Unsere Zentrale könnte im Handstreich genommen werden, wenn wir nicht vorsichtig sind. Die Wache ist da. Bis ein Uhr habe ich Dienst, nachher schlafe ich im Nebenraum der Zentrale. Wir haben die gepanzerte Tür und das gepanzerte Fenster auf der der Strasse abgewandten Seite des Raumes geöffnet und frische Luft hereingelassen. Ich schlafe knappe vier Stunden. Ernst weckt mich um fünf. Bis nach neun

sitze ich erneut in der Zentrale und freue mich auf das Frühstück im «Falken». Später liege ich in der steil abfallenden Wiese oberhalb der Zentrale, geniesse die Sonne und die frische Luft, dämmere in die Landschaft hinaus. Nach zwölf das Mittagessen, Gulasch und Spätzli, von neuem Zentralendienst, Übungsabbruch und trotzdem ausharren müssen, die Zentrale reinigen, auf Schneiter warten, der sie abzunehmen hat. Für unsere Soldatenmütter besorgt Ernst einen Blumenstock. In der «Bierquelle» erleben wir einen rührenden Abschied. Zu einem Zweier Kalterer esse ich den Speck, den ich in der vergangenen Nacht nicht gegessen habe. Im «Falken» warten wir darauf, abgeholt zu werden. Die Fahrt geht zunächst zum «Steinigen Tisch», wo meine Tante Trudi in jungen Jahren gewirtet hatte. Im Restaurant setzen wir uns zur Besatzung der Zentrale und lassen sie in aller Ruhe den Wein austrinken. Erinnerungen immer wieder an Jugendtage, an Blustwanderungen und Mostbummel. Auch in Rorschach sind Leute abzuholen. Das gibt uns Gelegenheit, im «Santana», einer richtigen Räuberhöhle, einzukehren. Erst in der Dunkelheit kehren wir nach Eggersriet zurück. Im Kantonement holen wir das Material, das wir vor zwei Wochen gefasst haben, und geben es draussen auf dem Platz ab. Auf das Abendessen verzichte ich. Ein letztes Mal ist Post für mich eingetroffen. In der «Krone» trinke ich einen halben Liter Beaujolais, lese und versuche zu schreiben.

Ich denke an Oberegg und das Haus des Seidenwebers auf dem Bühl, in welchem Alexas Mutter, Pia Filomena Stark, aufgewachsen ist, erinnere mich an die schlafende Katze in der Stube des Seidenwebers, der lange tot ist, und an den Blick durchs Fenstergeviert hinunter zum Eschenmoos, wo Onkel Ludi wohnte, der leidenschaftlich Kaninchen züchtete und in der Dorfmusik Trompete spielte, erinnere mich an das Haus zur Wanne, in dem eine Lehrerin gewohnt haben soll, und an den

Schattenhang mit der Panzersperre, an der gestern die Panzerkolonne, von Reute her kommend, ungehindert vorbeigerollt ist.

FENSTERAUSSCHNITT

Unter einem düsteren Himmel / der Schattenhang. / Von Waldstreifen durchzogen / die Schneefelder. / Zwischen weit / verstreuten Gehöften / die Panzersperre. / Überflüssig / der Gedanke / an irgendwelche Kriegszustände, / vergangene und künftige, / und an ein Überlebenwollen. / Im Haus zur Wanne / schreibt die Lehrerin / in abendlicher Abgeschiedenheit / die langen Briefe / aus Oberegg – / an einen, / den sie nicht vergessen, / aber auch nicht / lieben kann. / Im Fenstergeviert / das Auf und Ab / des Baumläufers / am Birkenstamm. //

Bereits um Viertel nach fünf ist Tagwache. Wieder habe ich Kopfweh, wohl von der schlechten Luft. Zum Frühstück trinke ich nur eine Tasse Kakao. Das harte Brot passt mir nicht. Beim Antreten heisst es, wer über den Sonntag im Dienst geblieben sei und keinen Urlaub bezogen habe, werde am Abend nach dem Hauptverlesen um sieben Uhr entlassen. Den ganzen Vormittag zählen und bündeln und verschnüren wir das Material für das Zeughaus, Pelerinen und Helmpariser (Tarnüberzüge), Kampfanzüge und anderes. Die Ware wird auf einen Camion geladen. Als Mittagessen werden nur eine Art Schinkengipfel aufgetragen. Etwa eine Stunde lang liege ich an der Sonne, dann geht die beschäftigte Langeweile weiter. Wir stehen zur Verfügung des Feldweibels für gelegentliche Handreichungen oder Handlangereien. Langsam aber sicher löst sich unser Trupp auf. Man sieht die einen höhenwärts ziehen, andere sitzen in einem Restaurant, noch andere liegen im Kantonnement. Es mag um die fünf sein, als ich bei Hauptmann Felger vorspreche, um ihn zu

fragen, ob ich statt um sieben nicht schon um Viertel nach sechs entlassen werden könnte, um mit dem Postauto in St. Gallen Anschluss an einen direkten Zug der Bodensee-Toggenburg-Bahn zu haben. Ich solle um sechs nochmals kommen, heisst es. Und es klappt denn auch wirklich. Ich gebe die Exerzierhudeln ab und erhalte Dienstbüchlein, Sold und Billett ausgehändigt. Von der Post aus rufe ich Alexa an und teile ihr mit, dass sie mich bereits um fünf vor neun am Bahnhof Samstagern abholen könne.

Glücklich entlassen, fahre ich mit dem Postauto nach St. Gallen. Am Bahnhofkiosk kaufe ich Tabak, Schokolade und Kaugummi. Auf der Eisenbahnfahrt zwischen St. Gallen und Rapperswil stenografiere ich den Entwurf eines Briefs.

Ich kehre zu Dir zurück, Geliebte, in der Dunkelheit, spät wie damals, als ich von Grächen kam und wir zusammen nach Steckborn fuhren, an den Bodensee, um zum ersten Mal miteinander zu schlafen. Dass Du meine Frau und Geliebte bist, bedeutet mir heute noch genau so viel wie damals. Ich wusste und weiss, dass ich etwas Kostbares, Wunderbares besitze. Ich bin stolz und fühle mich reich. Diesmal fahre ich im Zug aus der Bodenseeegend zu Dir zurück, fahre unserer Nacht entgegen. Das Wort «Nacht» hatte für uns immer eine besondere Bedeutung. Es meint in unserer Sprache Umarmung, Zärtlichkeit, Hingabe. Ich freue mich darauf, bei Dir zu sein, wachse Dir und unserem Wiederfinden entgegen.

Grate und Schründen

Andrea Maria Keller

Er musste raus, nichts wie raus. In der kleinen Wohnung unter dem Dach des alten Appenzeller Hauses hielt er es kaum mehr aus. Die Decke, welche ohnehin nur eine Handbreit über seinem Kopf lag, drückte ihn immer tiefer in sich hinein. Seit Tagen grubelte er vor sich hin, zermarterte sich, drehte, wand sich im Kreis und fand keinen Ausweg. Noch immer war er jung, doch schon zu alt mit seinen dreissig Jahren, um sich weiterhin durchs Leben treiben zu lassen. Wie viele Möglichkeiten hatte er bereits vertan, nur weil er sich alles offen halten, sich nicht festlegen und niemandem auf die Füsse treten wollte. So konnte er nicht weiterleben.

Flüchtig verpasste Lukas dem Chaos auf dem Schreibtisch und in der Küche einen Hauch von Ordnung, packte ein paar Äpfel, Tee, Brot und Käse, den grauen Wollpullover und die Regenjacke in seinen Rucksack, knotete die Schnürsenkel seiner Bergschuhe, schloss die Haustüre – und draussen war er. Die Luft war noch frisch. Zügig marschierte er los. Hoffentlich würde er niemandem begegnen, den er kannte. Er mochte nicht reden, weder übers Wetter noch über sein Vorhaben, weder über die Schule noch über die letzte Abstimmung, noch über die Kollegen im Turnverein. Er wollte, musste, einfach nur gehen, gehen und schweigen.

Luzia hatte ihn nie richtig verstanden, wenn er plötzlich so schwermütig wurde, allein sein wollte und über Sinn und Stumpfsinn des irdischen Lebens zu philosophieren begann. Da-

bei war sie doch die einzige, mit der er darüber zu sprechen wagte – am Anfang. Nach einiger Zeit hatte er es aufgegeben. Immer hatte sie sich sogleich bemüht, ihn abzulenken, wieder auf hellere Gedanken zu bringen, gesagt, er solle doch versuchen, positiv zu denken, die Dinge etwas optimistischer sehen. Sie schleppte ihn dann zu irgendeiner Unterhaltungsveranstaltung oder versuchte ihn anderswie zu zerstreuen. Doch in solchen Momenten konnte er gar nichts anfangen mit Ablenkungen und gut gemeintem, letztlich aber plattem Zuspruch. Er wollte nicht lernen, mit seinen Gefühlen umzugehen, wollte nicht lernen, sie zu umgehen. Instinktiv spürte er, dass es für ihn nur den Weg gab, mitten durch sie hindurchzugehen, um entweder gestärkt oder zerstört wieder daraus hervorzukommen.

Eigentlich hatte er gehofft, wenigstens Luzia würde etwas mitfühlen können. Doch sie war das, was man hier «äädig» nannte. Sie hatte ein gewinnendes und fröhliches Wesen, schlug in die angestammte Art und war allgemein beliebt. Sie schürfte nicht allzu tief, wusste immer etwas zu berichten, zu plaudern, zu lachen und pflegte das Gras, wenn es einmal über etwas gewachsen war, nicht eines Tages wieder wegzufressen. Deswegen hatte Lukas sich anfänglich auch zu ihr hingezogen gefühlt. Später musste er erkennen, dass Gegensätze sich mit der Zeit auch abstoßen können. Er wunderte sich inzwischen, dass sie es überhaupt so lange miteinander ausgehalten hatten.

Er selbst war eher ein kauziger Eigenbrötler. Die Leute verstanden sein Verhalten bisweilen nicht recht, obschon er sich ausserordentlich Mühe gab, zu «tun wie alle andern auch». Oft trieb es ihn beinahe zur Verzweiflung, dass ihm dies nie wirklich gelingen wollte. Ihn hätte man wohl vielmehr als «aadlig» bezeichnet – ob das Wort von «adelig» stammte? Doch hier schätzte man es nicht besonders, wenn einer von der Art, der althergebracht, abwich. Schnell hatte man den Ruf, sich für

etwas Besseres zu halten und hochnäsiger zu sein. So hielten oft gerade die herausragendsten Köpfe ihr Licht unter dem Scheffel, liessen sich schrumpfen, um unter dem geistigen Firmament der andern Platz zu finden. Und alles, was sie taten, spielten sie herunter, besonders auch vor sich selbst. Daraus entwickelte sich eine Art von Understatement, das schliesslich ein gänzlich verwirrtes, zwiegespaltenes Selbstwertgefühl zur Folge hatte.

Lukas kam gut voran und musste bald seinen Pullover ausziehen. Zielstrebig schritt er an der Scheidegg, wo sich schon ein Dutzend bodenständige Wanderer ein Znüni genehmigten, vorbei. Nach knapp einer Stunde war er auf dem Kronberg. Auf dem höchsten Punkt, gönnte er sich einen Schluck Tee und einen Blick in die Weite. Immer wieder war er überwältigt von dieser sanften und zugleich äusserst eigenwilligen Hügellandschaft. Die ungeheure Verlorenheit, die ihn noch heute Morgen nahezu verzweifeln liess, hatte sich verflüchtigt. Wogen von Geborgenheit und ein unerklärliches Gefühl von Heimat erfüllten ihn.

Unten im Tal, in seinem täglichen Leben, fühlte sich Lukas meist wie in einer Zwangsjacke. Die Leute hatten ein Bild von ihm, und dieses war schon beinahe zu seinem eigenen geworden. So und so hatte er zu sein, war er immer gewesen. Denn so und so waren sein Grossvater, Vater, Onkel, die Mutter, Tanten, Schwestern ... Es war unendlich schwer, dieses Bild neu zu gestalten. Er hatte weder die Stärke noch das Selbstvertrauen, noch den Mut, um den Rahmen zu durchbrechen. So spielte er weiterhin die Rolle, die man von ihm erwartete, die er glaubte, spielen zu müssen, versuchte, sich anzupassen, nicht aufzufallen, es allen recht zu machen – war nie wirklich sich selbst.

Lukas steuerte auf die Schwägalp zu. Es waren schon ziemlich viele Wanderer unterwegs an diesem letzten Augustsonntag. Gott sei Dank waren ihm bis jetzt noch keine Bekannten be-

gegnet. Die Leute hier hatten eine Art zu fragen, die einem stets das Gefühl gab, Rechenschaft abliefern zu müssen über jeden Schritt, den man tat, vor allem jeden, den man abseits der vorgestapften Spuren zu setzen wagte.

Abwärts ging es leichter. Lukas konnte Atem schöpfen, musste nur aufpassen, dass er sich keinen Fuss verknackste. Seine Gelenke waren ziemlich schlottrig und anfällig für Verdrehungen. Das aber konnte er heute keinesfalls brauchen, denn er hatte sich einiges vorgenommen.

Seine Gedanken begannen wieder um die Schule zu kreisen. Lukas stand zwischen allen Stühlen. Die Schulleitung verlangte die Erfüllung der Lehrpläne und erwartete, dass die Lehrer ihre Klassen im Griff hätten. Die Eltern und einige der Kinder forderten ein Autoritätsgebaren, von dem er selbst nichts hielt: Zuckerbrot und Peitsche wie eh und je. Er aber wollte, dass die Schüler aus Einsicht handelten, wollte sie zu Eigenverantwortung und gegenseitiger Achtung erziehen. Dutzende von Gesprächen hatte er in den Klassen deswegen. Doch ihm schien, dass all seine Bemühungen fruchtlos blieben.

Eigentlich faszinierte es ihn, den jungen Menschen Wissen zu vermitteln, ihr eigenes Denken anzuregen, den Horizont zu erweitern. Dass er dazu oft gar nicht kommen würde – damit hatte er nicht gerechnet. In der Ausbildung hatte er gelernt, wie man Stunden vorbereitet, fein säuberlich. Darin war er ein Meister. Auf dem Papier war jede Lektion eine Musterlektion. In der Praxis jedoch scheiterte er immer wieder an disziplinarischen Schwierigkeiten und letztlich an seinem Mangel an der notwendigen inneren Sicherheit. Die Jugendlichen spürten seine Unsicherheit wie Seismographen, trafen ihn stets dort, wo er am verletzlichsten, am durchlässigsten war. Immer häufiger begann Lukas an seiner Berufung zu zweifeln. Auch wenn er sicherlich kein schlechter Lehrer war und die Schüler ihn im Grunde gerne

mochten, selbst wenn sie dies nicht zeigen konnten, so war er doch nicht glücklich in diesem Beruf. Seit er unterrichtete, hatte er das Lachen verlernt. Die schönsten Momente waren für ihn jene, wenn er bei einem Kind das kurze Aufleuchten in den Augen wahrnahm, weil es mit einem Mal etwas begriffen, ihm plötzlich der Knopf, ein Licht, aufgegangen war. Doch solche Augenblicke waren rar und äusserst flüchtig.

Im Lehrerzimmer fand Lukas kaum Unterstützung. Hier war jeder ein Einzelkämpfer. Und der Klatsch und Tratsch, mit dem man sich hier wie vielerorts über die Runden brachte und sich selber auswich, interessierte ihn nicht. Warum sollte er sein Selbstwertgefühl aufpäppeln, indem er andere schlecht machte? Letztlich würde es sich nicht bewähren, nicht bei ihm. In solchen Dingen konnte er sich nichts vormachen.

Mit niemandem konnte er wirklich über seine Schwierigkeiten reden. Es war nicht üblich, dass man über das sprach, was einen im tiefsten Innern bewegte. Schon gar nicht als Mann. In diesem wortkargen Land sprach man selbst in der Familie ausschliesslich über zweckdienliche Alltäglichkeiten, über das Essen oder das, was wann wie wo getan werden musste. Oder dann über Dinge, die im Dorf geschahen – den andern: über das, was dieser oder jene gesagt oder getan hatte, über Todesfälle, Geburten, Hochzeiten, Scheidungen, die Politik, das Wetter – Äusserlichkeiten eben, die grossen kleinen Dinge, während unterirdisch unausgesprochen die kleinen grossen lauerten. Schon längst hätte sich Lukas um fachkundige Hilfe bemühen müssen. Aber «um bitten zu können», das hatte bereits Robert Walser in seinem Gehülfen geschrieben, musste «man ein unbändiges, kräftiges Vertrauen zu sich und zu andern haben».

Nachdem er das schattige, von Bäumen und Feuerstellen durchsetzte, etwas flachere Wegstück hinter sich hatte und wieder an die pralle Sonne trat, bog er vom Hauptweg ab und wan-

derte Richtung Chammhalde. Auf dem Grat, der Grenze zwischen Inner- und Ausserrhoden, angelangt, rann der Schweiß nur so an ihm herunter.

Im Grunde hatte Lukas immer wieder das Gefühl, nicht zu taugen für das Leben, hier, in dieser Welt. Nichts fiel ihm leicht. Er nahm alles zu schwer, zu ernst und konnte nicht anders, auch wenn er es noch so sehr versuchte. Bis zur Besinnungslosigkeit zerbrach er sich immer wieder den Kopf über Sinn und Unsinn des Daseins. Ihm schien, als würde er den Stoff, aus dem das Leben war, schon von jeher kennen. Alles kam ihm vertraut und ausgeleiert vor. Diese uralten, ewig gleichen menschlichen Spiele. Er war sie müde. Warum bloss war er hier? Was war seine Aufgabe? Warum konnte er nicht einfach glücklich sein, glücklich wie alle – fast alle – andern, zufrieden vor sich hin leben und nicht ständig sich und alles hinterfragen? Warum konnte er nicht wie der unbekannte Dichter vor mehr als fünfhundert Jahren sagen: «Ich leb und weiss nit wie lang. Ich sterb und weiss nit wann. Ich fahr und weiss nit wohin. Mich wundert, dass ich fröhlich bin.» – Nein, ihm fehlte diese grundlose Lebensfreude. Mit Spass und Vergnügen jedoch wollte, konnte er sich nicht einfach darüber hinwegtrösten, hinwegmogeln und über die klaffenden Abgründe retten.

Oft empfand er sein Leben als Strafe. Als ob er beim letzten Mal versagt hätte und nun die Klasse wiederholen müsste. Das aber konnte er sich nicht verzeihen. Er schämte sich, dass er überhaupt da war – so war, wie er war. Schon alle möglichen Varianten hatte er durchgespielt, um sich aus dieser Welt zu verabschieden. Gas, Strick, Gift, Sprung von einer Brücke, einem Berg, Föhn in der Badewanne, Schnitt durch die Ader... und sich schliesslich auch für die ihm gemässe Art entschieden. Nur wusste er nicht, ob er das Recht hatte, es seinen Eltern anzutun. Und wohin würde es wandern, dieses Thema, danach? Zur jün-

geren Schwester? Zu Nichten und Neffen, die noch nicht einmal geboren waren? Zurück zum Vater, zur Mutter? – Solange es nicht gelöst würde, zöge es immer weiter, bis einer es schaffte, dieses Muster zu durchbrechen, die uralten, immer wirrer sich verknötenden Schlingen für sich und die ganze Familie zu lösen, ein für alle Mal – oder immer wieder auf der nächsten Stufe der Wendeltreppe Leben. Das ahnte er insgeheim. Und auch diese Ahnung hielt ihn vor dem letzten Schritt zurück.

Dieser Weg sei nur in der trockenen Jahreszeit und auf eigene Verantwortung begehbar, stand auf einem Schild unten an der Felswand bei der Chammhalde. Mit gebündelter Aufmerksamkeit machte sich Lukas an den Aufstieg, setzte vorsichtig Schritt vor Schritt. An manchen Stellen brauchte er Hände und Füße. Drei Punkte fest, einer in Bewegung. Lukas gab Acht, dass keiner der Steine, an dem er sich festklammerte, locker war und keiner ins Rollen kam. Er war nun ganz gegenwärtig, fühlte das Leben in sich pulsieren wie sonst kaum je. Als ob der Atem eine Brücke zwischen Körper und Seele schlüge. Hier abzustürzen, nein, das kam nicht in Frage. Das wäre zu plump gewesen. Wenn, dann müsste es ein bewusster Schritt sein. Jetzt aber, auf Messers Schneide, auf diesem Grat zwischen Tod und Leben, spürte er mit einem Mal wieder die andere Seite in sich, den ungeheuer zähen Lebenswillen, der nicht umzubringen war. Jäh vernahm er über sich ein dumpfes Geräusch. «Steine», ging es ihm durch den Kopf. Instinktiv duckte er sich unter einen kleinen Vorsprung. Ein paar faustgrosse Felsbrocken flogen über ihn hinweg. Sein Herz pochte heftig. Glück gehabt.

Sicher und behende wie eine Bergziege kletterte Lukas die steile Wand empor. Die Luft schien hier eine andere Schwingung zu haben. Fast konnte er ihre Wellen sehen. Und auch der Fels strahlte mit einer Intensität, die er vom Scheitel bis zur Sohle spürte. Lukas genoss die Bewegung und das Vibrieren der Kraft in sich.

Doch dann kam er unversehens nicht mehr weiter. Er musste sich verstiegen haben. Der Berg stand finster über ihm und wirkte mit einem Schlag bedrohlich. Lukas fühlte, wie die Angst ihn einzukreisen, in ihm hochzukriechen begann. An dieser steinernen Wölbung über seinem Kopf würde er ohne Seil nicht vorbeikommen. Es blieb ihm nichts anderes als wieder hinterzusteigen. Flüchtig warf er einen Blick in die schwindelerregende Tiefe und begann dann Tritt um Tritt zurückzuklettern. Er zitterte. Als er endlich ein paar Meter weiter oben einen verwitterten roten Punkt entdeckte, atmete er erleichtert auf.

Bald schon erreichte er das Ende des einsamen Kletterpfades. Lukas musste sich einen Schubs geben, um wieder auf den Hauptwanderweg einzubiegen. Wo immer möglich, pflegte er jene Wege zu wählen, die weniger begangen waren. Doch diesmal gab es für einen Alleingänger keine Möglichkeit auszuweichen, ausser er wollte denn wirklich Kopf und Kragen riskieren. So fügte er sich etwas widerwillig ins keuchende Getümmel ein, das sich ächzend auf der in den Berg geschlagenen Klettertreppe zum Säntis wälzte.

Der trutzige Betonklotz der Luftseilbahn versetzte Lukas auch heute wieder einen Stich ins Herz. Vergeblich hatte er sich vorher innerlich gewappnet. Er marschierte möglichst rasch hindurch, vorbei, die Stufen hoch zum Gipfel. Hier vertraten sich bereits Scharen von Ausflüglern die Füße und erfreuten sich mit Ahs und Ohs und Kameras der atemberaubenden Aussicht. Früher hatte man sich noch zur alten Wirtschaft auf der Innerrhoder Seite flüchten können. Doch vor ein paar Jahren war der Weg dorthin halbschuhgänglich gemacht und damit dem Massentourismus geöffnet worden. Seither hatte dieser Ort seinen ursprünglichen Charme verloren. Lukas verstand nicht, warum die Menschen auf so kleinräumigem Gebiet jede Nische mit Scheinwerfern ausleuchten mussten. Und es

stimmte ihn traurig, dass allerorten immer häufiger einer kurz-sichtigen Profitgier und einem Zweckdenken, das jeden Sinn für urtümliche und mystische Schönheit entbehrte, Platz gemacht wurde.

Nach einem kurzen Rundumblick bis weit ins nahe Ausland, die Schweizer Alpen, den Jura und das Falteninnere des Alpsteins begab er sich deshalb unverzüglich wieder auf den Weg. Auf dem ersten Abschnitt musste er sich dem Rhythmus der anderen Bergwanderer anpassen. Einige hatten Angst auf dem Blauschnee, der auch im Sommer nicht auftaute. Mit schlotternden Knien tasteten sie sich Zentimeter um Zentimeter vorwärts, während sich hinter ihnen eine ungeduldige Schlange bildete. Bald jedoch konnte Lukas vom markierten Weg abzweigen und sich seinen eigenen Pfad suchen. Er liebte die Felslandschaft, die er nun querte, dieses karstige Kalkgestein mit seinen eigenwillig zerklüfteten Verformungen, Schrunden, Abgründen. Es wurde ihm ganz leicht ums Herz, wenn er geradezu übermütig von Stein zu Stein sprang und über die dunklen Spalten, Löcher, Risse hinweghüpfte.

Lukas hatte sich für heute die vorderste der drei grossen Alpsteinfalten vorgenommen, denn hier konnte er den geplanten Abstecher aufs Öhrli machen. Schon als Kind hatte ihn diese absteigende Felsformation mit dem so treffenden Namen fasziniert. Die Aussicht auf dem Gipfel war wundervoll. Lukas fühlte, dass dieses Land eine Art Urlandschaft, ein riesiger Mutterschoss, für ihn war. Er atmete tief durch und streckte sich. Vor ihm ging es senkrecht hinunter. Nun hätte er springen können. Doch es war, als ob er an unsichtbaren Fäden gehalten würde. Ob man den Himmelskräften hier näher stand, selbst wenn man der Kirche längst den Rücken gekehrt hatte und nur aus gesellschaftlichen Gründen gelegentlich noch hinging? Ob die Stimmen von unsichtbaren Wesen hier oben besser gehört

werden konnten, der Berg seinen Namen nicht nur der Gestalt wegen trug?

Lukas setzte sich auf einen Stein und machte sich genüsslich an seine Wegzehrung. Nach der verdienten Rast brach er wieder auf, hinunter in den Schatten, in die Öhrigrube, dann auf die Sonnseite, an den eindrucklichen Altenalptürmen vorbei zum Schäfler. Er konnte sich kaum satt sehen an den kräftigen, berglichtdurchtränkten Farben der Blumen, die seinen Weg säumten.

Auf dem Gipfel des Schäflers schweifte sein Blick zurück. Die Felstürme im Abendlicht zogen ihn in eine andere, eine magische Welt. Wie ein Verdurstender sog er diese weder mit Worten noch mit Bildern zu fassende Schönheit in sich hinein und fühlte sich auf sonderbare Weise genährt und gestärkt. Mit einem Mal nahm er wie durch Schleier Sphären wahr, die jenseits der Zeit lagen, sah und fühlte diese mit Augen, die in seinem Innern verborgen und ihm im gewohnten Tageintagaus verschlossen waren. Eine unendlich ruhige, heitere Gelassenheit begann sich in ihm auszubreiten.

Nachdem die Sonne hinter den Felsilhouetten verschwunden war, zog er den grauen Wollpullover an und nahm den letzten Teil der Wanderung unter die Füsse. Der Weg war gut ausgebaut. Allmählich ein wenig erschöpft von der ungewohnten körperlichen Anstrengung, liess Lukas sich mit grossen Schritten bergab tragen. Plötzlich aber stolperte er. Wimmernd kauerte er am Boden. Sein Fuss schmerzte höllisch. Lukas biss auf die Zähne, rappelte sich auf und humpelte weiter. Eine kleine Bänderzerrung – nicht so schlimm, dachte er, aber wieder einmal typisch. Meistens widerfuhren ihm die Unfälle dort, wo die Gefahren unter einer harmlosen Oberfläche lauerten, dort, wo seine Aufmerksamkeit nachzulassen begann. Jedenfalls war er nun wieder hellwach.

Leicht hinkend, aber ansonsten heil kam er schliesslich im Tal an. Es war bereits dunkel und herbstlich kühl. Lukas fuhr mit der Eisenbahn in sein Dorf zurück. Seine Haut schmeckte salzig. Er fühlte sich innerlich angenehm erhitzt, obschon seine Hände kühl waren. Zu Hause angekommen, öffnete er mit etwas klammen Fingern die Tür und trat in seine Wohnung ein. Die Decke lag noch immer tief. Jetzt jedoch verlieh sie ihm ein heimeliges Gefühl. Nestwärme. In seiner Brust aber die Weite der Berge. – Nein, so leicht liess die Welt sich nicht zu Ende denken. Es gab noch Wirklichkeiten, die weit jenseits seines Horizonts lagen. Lukas legte Eis auf sein geschwollenes Fussgelenk und liess ein heisses Bad einlaufen. Morgen würde er die Kündigung schreiben.

Die Stunde vor Mittag *oder* Fliegen im Appenzellerland

Heinrich Kuhn

Wie erzählt man etwas, was man eigentlich selbst nicht begreift? – Allein der Umstand, dass diese Zeilen von niemandem gelesen werden, verhilft mir zu jener Freimütigkeit, die sonst nur Verdross bringen würde.

Es war eine unglaubliche Erfahrung. Ich schrie mit aller Kraft, meine Brust, ein viel zu schwaches Gefäss, zersprang beinah, ich stammelte, schluchzte, gickerte, stotterte, lachte – hörte mir staunend Töne entweichen, die ich mir nie zugetraut hätte. Dann verstummte ich, horchte in mich hinein, lauschte mit offenem Mund, liess mich vom tausendfachen Gemurmeln der Stimmen und von der Melodie des Windes betören, stieg höher und höher, auch wenn mitten in diesem Glücksgefühl, denn das war es, salzkorngross die Angst kauerte, es könnte bei diesem einen Mal bleiben, sich vielleicht sogar nur als Einbildung herausstellen, umso befreiender dann die Erfahrung der Wiederholbarkeit –

Ich konnte *fliegen* – *Ich* konnte fliegen –

Und das an einem der schönsten Tage des Jahres.

Im selben Moment, als ich zufällig, wie ich mir jetzt eingestehe, in die Knie gegangen war, um mir etwas Lockerung zu verschaffen, dabei jedoch abstiess und abhob, wurde ich unsichtbar. In meinem Taumel aber glaubte ich, alle starrten nur mich an, musste doch die Tatsache, dass ich flog, für meine Umgebung genau so unerhört sein, wie für mich. Es war ein Gefühl

wie – ich wage den Vergleich – wie eine zweite Geburt, ich meine den Augenblick, wo wir die Dunkelheit der Mutterhöhle verlassen und, endlich abgenabelt, unser Geschick mit einem ersten Selbstbehauptungsgeschrei selber in die Hand nehmen – ja, vielleicht war das Gefühl noch grandioser, weil ich es wie noch nie etwas zuvor in vollen Zügen genoss. Auf die Stunde genau erinnere ich mich daran. Auch jetzt noch – oder jetzt erst recht, da es diesen besonderen Tag nicht mehr gibt.

Es war die Stunde vor Mittag, ohnehin eine delirierende Stunde, als ich nach sanftem Aufstieg das Zifferblatt des Kirchturms anflieg und dort in bequemer Schräglage die Position hielt. Unter mir ein erheiterndes Bild, ein buntes Meer von Köpfen und Kopfbedeckungen, Baseballmützen, steife Sonntags-hüte, gestrickte Kappen wie Grossmütterstrümpfe, Regenhüte mit der Form umgekehrter Blumentöpfe, die an diesem Tag dem Schutz vor der Sonne dienten. Mit leichten Paddelbewegungen der Arme bewahrte ich schwebend das Gleichgewicht, schaute hinunter und wieder zum Zifferblatt, welches mich hinterhältig verführen wollte ... Weshalb stellst du die Uhrzeiger nicht ein, zwei Stunden vor, du bist ja unsichtbar, bist der einzige hier, der dazu in der Lage ist, dieses Ereignis ist es wert – hopp-hopp, tus endlich ... So gross die Versuchung war, ich liess es bleiben. Zu gut erinnerte ich mich an den Unmut, den die Einführung der Sommerzeit ausgelöst hatte. Nicht noch einmal sollten Kühe, Kälber, Kleinvieh und Kinder die Leidtragenden einer neuerlichen, diesmal von mir verfügt Zeitverschiebung sein. Nichts sollte diesen ausserordentlichen Tag trüben, diesen letzten Aprilsonntag, mit einem Kirchplatz voller Menschen, festlich oder sportlich gekleidet, mit gutem Schuhwerk und farbigen Rucksäcken.

Noch schwebte ich über dem Platz – unten die Stimmung immer heiterer, ausgelassener. Weshalb?

Innerhalb weniger Minuten waren wir an diesem Landsgemeindesonntag mit zweimaligem Handaufhalten von Mitgliedern eines liberal-konservativen, um nicht zu sagen freiwillig-rückständigen Kantons zu Mitgliedern eines der progressivsten Landesteile mutiert –

In-ner-halb we-ni-ger Mi-nu-ten –

Diesen Vorgang kann nur würdigen, wer sich darüber Rechenschaft gibt, mit welchem Aufwand an Mitteln und intellektuellem Forschungspotenzial – man denke an die geklonte Dolly – vergleichbare Mutationen in der Gentechnologie zustande kommen. Das Stimmvolk hatte nicht nur, wie von etlichen erhofft, zum ersten Mal eine Frau, sondern gleich zwei in die Regierung gewählt. Noch nie waren zigtausend von Gesichtsmuskeln so intensiv beansprucht worden, gerötete Bäckchen, Mundwinkel, verkiffene Lippen, weit aufgerissene Augen, vertikale und horizontale Stirnfalten, tanzende Augenbrauen. Heiss die Köpfe von innen und nur wenig Schutz gegen die Sonne von oben. Neben vergnügten und euphorischen Mienen waren ebenso viele ratlose und verärgerte auszumachen, die sich selbst vom erfreulichen Anblick der beiden gewählten Frauen nicht glätten liessen. Durch die Menge hüpfte ein ungezügelt, stolzes und im Ansatz bereits aufmüpfiges Kichern. Man stelle sich das vor: ein in die Jahre gekommener Platz, der Bände von Männergeschichten erzählen könnte, ebensolche Fassadenhäuser, ein Mahnfinger von Kirchturm. Dazu dieses unüberhörbare Kichern. Hatte man den Frauen nicht erst vor wenigen Jahren die politischen Rechte geradezu nachgeworfen? Und war man vor diesem Sonntag nicht weitherum der Meinung gewesen, eine Frau in der Regierung sei zwar rein bevölkerungsanteilmässig und aus rein demokratischen Gründen vertretbar und möglich, aber nicht unbedingt nötig? Und schon waren sie zu zweit eingezogen –

Es ist mir klar, dass ich die Frage nicht länger umgehen darf, was meine Initiation zum fliegenden Menschen mit diesem politisch aussergewöhnlichen Sonntag zu tun hat. Ich weiss es nicht. Immer gerade dann, wenn ich kurz vor der Erleuchtung stehe und die Puzzleteile zusammenfügen will, wird alles wieder durcheinandergewirbelt. Analytisch betrachtet, ist es möglich, dass dieses grossartige Ereignis nur mit mir, was immer auch heisst: mit Eva, zu tun hatte. Aber ich neige dazu, eine Verbindung anzunehmen. Wie alle Menschen wüsste ich gern, welche Gründe jeweils zu besonderen Vorfällen führen, nichts ist beruhigender, als eine bündige, rationale Erklärung. Doch fällt es mir schwer, emotionslos auf diese Zeit zurückzuschauen, eigentlich will ich es gar nicht. Um das Fliegen nicht zu gefährden, mache ich in diesem Fall das Beste daraus und gebe mich mit der Einsicht zufrieden, dass ungeklärte häufig auch produktive Zustände sind.

Übrigens: Wieder auf dem Rückflug in den Ring, nachdem ich auf Kopfhöhe der Regierungsmitglieder den Stuhl umkreist und versucht hatte, ihnen in die Augen zu sehen, hielt ich verstohlen nach meiner Frau Ausschau. Da stand sie. Am selben Platz wie vorher. Eva lachte, hatte ausgerechnet an diesem Tag Geburtstag, einen doppelten, wie sich jetzt herausstellte – galt ihr Zwinkern mir? Aber schon schaute sie wieder nach vorn, zur Regierung: ein steifes, dunkel gekleidetes Männertrüpplein, jetzt ergänzt durch zwei strahlende Frauen. Ich beobachtete die schwer kontrollierbaren Bewegungen der Masse, liess mich geschmeidig absinken, fasste Fuss. Eva gab sich den Anschein, meine Abwesenheit nicht bemerkt zu haben. Doch bin ich vorsichtig geworden mit solchen Einschätzungen. Immer häufiger stelle ich fest, dass Eva vieles lange vor mir erkennt, intuitiv, nehme ich an, und Vorkehrungen trifft, von denen ich im Nachhinein annehme, ich hätte sie veranlasst.

Seither also kann ich fliegen. Und ich mache, so oft es mir möglich ist, davon Gebrauch.

Es ist einfach, viel einfacher zum Beispiel, als ein Auto zu lenken, nicht nur während des Stossverkehrs. Es ist lustvoll und von einer sinnlichen Fülle, wie ich es mir nie vorgestellt hätte. Und es ist viel weniger gefährlich, als es einem Nichtflieger wahrscheinlich vorkommen mag. Oder einer Nichtfliegerin. Im Moment, wo ich abheben will, sind der schwerelose Zustand und jener der Unsichtbarkeit auch schon hergestellt. Ohne Furcht vor einem Absturz beginne ich zu gleiten. Die ersten Versuche machte ich mit geschlossenen Augen und stumm, um mich durch nichts von diesem einzigartigen Fluggefühl ablenken zu lassen. In einer nächsten Phase verfiel ich ins Gegenteil, lauthals kommentierte ich alles, was ich aus der ungewohnten Perspektive erkannte, auch Belangloses, stiess Schreie aus und war so unvorsichtig, Leute, die mir begegneten, zu grüssen. Bis ich mich in ihre Lage versetzte. Von irgendwoher hörten sie eine Stimme, waren sich eigentlich sicher zu wissen, wem sie gehörte, aber die vertraute Hülle dazu, das Fleisch am Knochen, wie man hier für das Wesentliche sagt, fehlte. Und ich stellte mir die Unerträglichkeit dieser Wahrnehmung vor.

Seit dieser Einsicht fliege ich stumm. Die Fortbewegung, ob vorwärts oder rückwärts, erreiche ich ohne Anstrengung allein mit meinen Armen. Für die differenzierte Steuerung arbeite ich mit dem ganzen Körper. Müdigkeit kenne ich beim Fliegen nicht. Dennoch mache ich selten grössere Flüge. Vielleicht habe ich mich diesbezüglich dem Landescharakter angepasst, nämlich eher zu untertreiben, als zu übertreiben, Mass zu halten, statt masslos zu sein – Oder dann die Übertreibung wie die Masslosigkeit in den Bereich des Verborgenen zu verlegen.

Am liebsten sind mir Spontanflüge in freier Natur. Es ist erstaunlich, wie sich von oben die Welt verändert. Die zahlrei-

chen, den Verkehrsfluss begünstigenden Kreisel, die in jüngster Zeit entstanden sind, sehen wie topografische Blähungen aus. Fädelt zum Beispiel ein Lastwagen ein, entsteht das bedrohliche Gefühl, es könnte zur Entladung kommen, danach beruhigt sich die Lage wieder. Manchmal machen sich zwei solcher Blähungen auf kürzeste Distanz Konkurrenz, die eine scheint der andern den Erfolg nicht zu gönnen. Die vielen Rundballen-Stapel werden zu weissen Flächen und sehen aus, als hätten Götter sie kontrapunktisch zu den Silos in die Wiesen gelegt. Von oben betrachtet, wird alles relativiert. Die teuersten Luxusautomobile verwandeln sich in Tinky-Toys, die feudalste Villa wird unbedeutend. Geranien, die aus der Strassenperspektive wie aufgedunsene Tränensäcke unter den Fenstern hängen, sieht man nicht mehr. Alles ordnet sich in ein grösseres Ganzes ein. Wir Menschen schrumpfen auf Insektengrösse, sind meist nur wahrzunehmen, wenn wir uns bewegen, und in einer Gegend mit weniger Zwei- als Vierbeinern von diesen kaum zu unterscheiden. Tiefenwirkung geht verloren.

Eines steht unwiderruflich fest: Ich werde mich hüten, je jemandem von meiner Fähigkeit zu erzählen. Man wird hierzulande von vielen schon schief angesehen, wenn man Fragen zu lapidaren und eindeutigen Sachverhalten stellt. Warum sollen junge Menschen mit anderer Nationalität, die hier geboren werden, nicht automatisch zu gleichberechtigten Menschen heranwachsen? Weshalb sollen Menschen im Exil unbesehen Menschen zweiter oder dritter Klasse sein? Die Antworten sind allen klar. In einer Landschaft jedoch, wo Zäune die wichtigsten Landmarkierungen sind, bereitet es Mühe, sie zu akzeptieren, der Horizont wird eng, und das Gemüt schrumpft – Wieviel schwieriger wäre es erst, wenn einer nicht nur unerwünschte Fragen stellen, sondern auch noch behaupten würde, die Schwerkraft und er – also ich – hätten ein intimeres Verhältnis

miteinander als alle übrigen: ich könne *fliegen*?

Was den Erfahrungshorizont übersteigt, ist schwer zu erklären. Ich hätte für den Spott nicht zu sorgen, umso mehr, als ich mit dem Abheben gleichzeitig unsichtbar werde. Wie lässt sich beweisen – oder akzeptieren, was nicht gesehen werden kann? Das Gelächter würde noch lauter und ungebärdiger, wenn ich erklärte, es sei besser – für alle, dass ich bei meinen Flügen unsichtbar sei. Ich höre schon die hämischen Stimmen ... Jetzt versucht er sich herauszureden mit seinem geschliffenen Mundwerk ... Soll zuerst einmal auf dem Boden beweisen, dass er ein ganzer Mann ist ... Sehe einen der überzeugten Nichtflieger einen Blauen auf den Tisch klatschen. Höre ihn sagen im «Adler», im «Bären», im «Falken», im «Hirschen», im «Sternen» in der «Linde», in der «Rose», in der «Traube»: Machs kurz, Junge. Geh in den Dachstock hinauf und spaziere zum Fenster hinaus. Unten angekommen, kannst du dir diesen Blauen abholen. Meine Antwort würde er gar nicht abwarten. Alles klar?, würde er sagen, mit den Leuten am Tisch bedeutungsvolle Blicke tauschen, einen kräftigen Schluck nehmen, mit dem Handrücken den Mund abwischen und den Blauen säuberlich gefaltet an den Sitz von Herz und Verstand zurückbefördern, in das der Gesässform angepasste Portemonnaie.

Man stelle sich vor, jeder meiner Flüge könnte beobachtet werden. Autos, Motorradfahrer würden mir, sobald man mich sähe, folgen und sich ineinander verkeilen. Das Chaos wäre ungeachtet der Kreisel vorprogrammiert. Bald würde geraunt, eine Kuh habe nach meinem Vorbeiflug verkalbert, eine zweite. Krankheiten, Unglück in Stall und Familie würde auf mich zurückgeführt. Und alle würden nach einer ersten Sprachlosigkeit dieselben Fragen beschäftigen: Weshalb kann er *fliegen*? Weshalb gerade *er*? Wohin fliegt er? Was sieht er von da oben? Was führt er im Schild?

Käme es mir gar in den Sinn, noch von Lust zu reden, würde ich endgültig für unzurechnungsfähig erklärt. Was Lust betrifft, hat hier selbst der Gesang einen schwermütigen Klang –

Mein Fliegen wäre pure Provokation. Der Stolz darauf, nicht fliegen zu können, würde grösser und grösser. Fliegen würde zur Abartigkeit erklärt, zur Bedrohung dessen, was hier mit dem teuersten Wort bezeichnet wird. Das Appenzellische wäre bedroht. Denn es ist nicht appenzellisch, dass man, dass irgendjemand fliegt. Wenn schon Bewegung sein muss, ist es appenzellisch zu gehen. Senkrecht gehen. Geradeaus. Nicht zu schnell und nicht zu langsam. Gehen, wohin man will. Unabhängig. Mit offenen Augen. Seinen eigenen Weg. Geht der Appenzeller von zu Hause fort, ist es nicht zu umgehen, und er setzt alles daran, sich und das Appenzellische nicht zu verlieren. Aber er will gar nicht fortgehen, er will bleiben. Wer bleibt, das leuchtet jedem ein, kann keinen falschen Weg gehen. Hier sind wir, und hier bleiben wir. Wir wissen, was für uns gut ist. Wir fliegen nicht. Das ist unappenzellisch. Wäre es vorgesehen, hätten wir Flügel. Und haben wir die? Natürlich nicht. Was fremd ist oder nicht vorgesehen, ist wider das Appenzellische. Wir wollen auch nicht darüber sprechen. Wenn wir es überhaupt zur Kenntnis nehmen, überlächeln wir es. Hand aufs Herz: Wer will einen Nachbarn, der fliegen kann? Oder einen Kollegen? Nicht einmal einen Freund oder eine Freundin. Man will einen Nachbarn, der dieselben Würste, am besten vom selben Metzger, gern hat. Man will eine Freundin, die einem tief in die Augen schaut und ergriffen sagt: Liebster, so appenzellisch kannst nur du mich ansehen! Und man will einen Freund, der, wenn er A gesagt hat, auch B sagt oder das, was wir Appenzeller unter B verstehen. So einfach ist das – dabei soll es bleiben.

An öffentlichen Anlässen bin ich seit jenem letzten Aprilsonntag nicht mehr geflogen, häufiger hätten diese eher Reaktionen in die entgegengesetzte Richtung ausgelöst, und zum Maulwurf, fürchte ich, fehlt mir das Talent. Dennoch fliege ich weiter. Der wechselnden Perspektiven wegen.

An dieser Stelle wird es höchste Zeit, meiner Frau Eva ein Kränzchen zu winden. Wie sie mit meiner Fliegerei umgeht, ist beinah so unglaublich, wie meine Entdeckung an jenem denkwürdigen Tag. Anfänglich empfand ich ihr Verhalten als beleidigend und verstrickte mich mehr als mir lieb war in unergiebigere Erklärungsversuche und Wortgefechte, bis mir klar wurde, dass sie einmal mehr die Lösung erkannt hatte: Eva weiss, dass ich fliegen kann, und sie akzeptiert diese Tatsache, aber sie tut so, als sei meine Fliegerei selbstverständlich. Wenn ich bedenke, welche Energie sie diese Haltung kostet, wird mein Respekt noch grösser. Sie redet mir die Fliegerei nicht aus, sie bewundert mich deswegen nicht. Sie tut geradezu so, als existiere sie nicht.

Was aber wäre, wenn sich mein Verdacht, dass auch Eva neuerdings fliegt, bestätigen würde? Würden wir uns wittern, unsichtbar, wie wir es sind, falls wir uns unverhofft begegneten? Je öfter ich daran denke, umso wahrscheinlicher erscheint es mir, und ich bin fast sicher, dass wir dann darüber zu sprechen beginnen würden, appenzellisch oder unappenzellisch – wenigstens zwischen uns sollte diese Frage keine Rolle spielen.

Das Sammeln von Kräutern auf Hügeln

Werner Lutz

So wie Horizontlinien, Wetterturbulenzen, Grasgerüche einer norddeutschen Heide sich unterscheiden von jenen eines voralpinen Hügels, unterscheidet sich das Sammeln von Kräutern auf Hügeln beträchtlich vom Sammeln von Kräutern anderswo. Das Sammeln im Flachland, an den Rändern eines Rapsfeldes, oder an der Uferböschung eines schnurgeraden Kanals, erfordert andere Augen, andere Schritte, anderes Wissen und andere Erwartungen als das Sammeln auf einem föhnbestrichenen Hügelkamm. Selbstverständlich hat das Flachlandsammeln seine Reize, bezaubernd sind vor allem die Pflanzengesellschaften verlandeter Wasserläufe, auf Kiesgeschiebe und in lichten Auenwäldern. Aber das Sammeln auf Hügeln ist eindeutig verspielter, insektenhafter, weniger linear – hügelhafter eben. Es erinnert an Ausflüge von Hummeln, an ihr behagliches Brummeln über blühendem Honigklee. Sonnenhänge, Schattenhänge, das ständige Auf und Ab und die ständig wechselnden Grün tragen zu dieser Beschwingtheit bei. Nicht zu vergessen ist die Nähe, die Vertrautheit der Hügel mit Windrichtungen und Wolken, die Höhe, das Herausragen über das Mittelmass, das die Luft quirlicher, frischer und zugleich schmeichelnder zirkulieren lässt. Dieses freie Zirkulieren der Luft verstärkt die Intensität der Gerüche und lässt jede Kräutersammlernase schnüffeln, schnupern, schnupfen und in Verückung geraten. Das Sammeln von Kräutern auf Hügeln gehört zu den Lustbarkeiten unserer Erde und ist vergleichbar mit dem absichtslosen Schlendern durch

Stunden und Gedanken oder dem Einatmen von Sommerabend, kurz bevor es zu regnen beginnt.

Um Bibernelle zu suchen, wählt der gewiegte Sammler, wenn immer möglich, einen doldenblütigen, unpaarig gefiederten Bibernelletag, unter allen Umständen aber einen heiteren Tag, denn er weiss um die Symbiose von Pflanze und Sonnenlicht. Er weiss, dass die ätherischen Öle, Gerbstoffe und Harze in den spindelförmigen, leicht geringelten Wurzeln der Bibernelle an Gehalt und Kraft gewinnen, wenn die Sonne scheint. Ehrensache für ihn, dass er wartet, bis der Tau verdunstet ist und die Blüten des Tausendschöns oder des Bittersüssen Nachtschattens sich weit der Helligkeit geöffnet haben, ehe er sie pflückt. Ehrensache auch, dass sein Werkzeug gepflegt ist, das Messer mit der Stahlklinge scharf geschliffen und der offene Korb nicht etwa aus Kunststoff, sondern aus lose geflochtenem Weidengeflecht, denn frisch gepflückte Däfte müssen gut durchlüftet sein.

Logischerweise ist das Sammeln von Kräutern auf Hügeln eng verknüpft mit Suchen und Finden und kann, wie jedes Sammeln, zu unstillbarer Sucht verkommen. Manch einer ist deswegen zum Wirrkopf geworden, dem Zeitgefühl und Pflichtgefühl abhanden kamen, dem das Glitzern der schönen neuen Welt gestohlen bleiben konnte und das versprochene Paradies dazu. Mancher ist eines einzigen Kräutleins, eines einzigen Duftes wegen euphorisch oder melancholisch geworden und hat angefangen zu philosophieren, zu meditieren oder Sonette zu schreiben. Ganze Epochen zusammen mit ihren Dichterfürsten verfielen den Wohlgerüchen von Rosen und Linden, dem balsamisch narkotischen Rauch des Weihrauchharzes, oder führten Krieg um Zimt und Pfeffer. Über Suchen und Finden nachzusinnen ist wohl müssig, dass aber mehr als ein Prickeln, schon eher Verlockung und Verführung darin liegt, ist jedem bekannt, der das Abenteuer in all seinen Erscheinungsformen liebt.

Nicht nur Düfte, Aromen, Parfüms lassen das Sammeln von Kräutern auf Hügeln zur Leidenschaft werden. Es ist «die Arznei, die der Herr aus der Erde wachsen lässt und die ein Vernünftiger nicht verschmäht», wie es irgendwo in den Sprüchen Salomos oder im Buch des Predigers heisst. Eine alttestamentarische Sache also, ein antikes Ritual dieses Sammeln, mit dem sich auch die Heilkundigen der Pharaonen beschäftigten. Einmalig daran ist, dass noch immer dieselben Arzneien auf den Hügeln wachsen, derselbe Wacholder, derselbe Kreuzkümmel wie zu Amenophis' Zeiten und dass ihre Beeren, ihre Samen noch immer mit denselben Heilkräften versehen sind. Hippokrates, Avicenna, Galen, die Altmeister der Medizin, mein Gott, ein gewöhnlich Sterblicher wagt kaum ihre Namen auszusprechen. Da sind aber auch die vielen namenlosen Kräutermännlein, Kräuterweiblein, die Hexen und Magier, die mit schwarzem Bilsenkraut, blauem Eisenhut, Alraunwurzeln hantierten und mit ihren Praktiken ganze Rudel von Teufeln und Teufelinnen um Verstand und Anstand brachten.

Der Kräutersammler auf Hügeln muss wissen, was er finden will, wann und wo es zu finden ist und wie er es suchen muss. Will einer Hauhechel haben, sieht er an trockenen Wegrändern nach, braucht er hingegen Mädesüss, durchstöbert er Streuwiesen, Teichufer und Wassergräben. Die Suchtechniken sind von Kräutersammler zu Kräutersammler verschieden. Unbestritten ist, dass es nicht genügt der Nase nach ins Ungefähre zu marschieren und sich nur auf Intuition oder Glück zu verlassen. Das eine Kraut will im letzten Viertel des Maimondes gepflückt werden, ein anderes um die Sommersonnenwende herum und noch ein anderes, unter dunkeln Beschwörungsformeln, erst kurz vor dem ersten Frost. Unzählige Pflanzennamen gilt es sich einzuprägen, wie Ackergauchheil, Fetthenne, Pestwurz, gewöhnlicher Gilbweiderich, roter Spörgel, gelber Holzwurz und so

fort. Es ist unerlässlich, alle Arten, Unterarten, Familien, Nebenfamilien, Klassen, Abteilungen und Unterabteilungen der Kräuter zu kennen. Blüte ist nicht einfach Blüte, Blatt nicht einfach Blatt. Mit einem einzigen Blick versteht der Kräutersammler auf Hügeln zu unterscheiden zwischen einnervig, netznervig-fiedernervig, wechselständig, quirlig oder zwischen gekerbt, gelappt, gezähnt, gezähnelte und schrotsägeförmig. Unglaublich, was er über Primärwurzeln, Seitenwurzeln, Adventivwurzeln, oberirdische und unterirdische Sprossachsen, über Stengel, Knospen, Früchte und Samen wissen muss: Sind sie abführend, adstringierend, wundheilend, windtreibend, verhindern sie Wallungen, sind sie fähig, Augen zu trösten, Würmer zu verjagen, luftige Träume zu verschaffen, erloschene Liebeslust wieder zu entfachen?

Dass dieses Wissen den Kräutersammlern auf Hügeln von grossem Nutzen ist, versteht sich von selbst. Sie brauchen nicht lange zu fragen, was in bedrohlichen, vertrackten Lebenslagen zu tun sei. Unter die blutende Nase halten sie sogleich ein Büschelchen Habichtskraut, und bei Mundfäule kauen sie unverzüglich Rosenknospen. Ewig kränkelnde Leute, Leute mit Flechten, Krätze, Furunkeln und Mehlgesichtern gibt es keine unter ihnen. Die Säfte der Brennnessel oder des Bärlauchs reinigen ihnen Lunge, Magen, Gedärme. Johanniskraut macht sie wohlgenut. Grüne Farnwedel ins Kopfkissen gestopft nehmen ihnen die Schwerhörigkeit, während ein Bündel Bärlapp am Fussende Flausen und Flöhe vertreibt und den Krampf aus den übermüdeten Füßen zieht. Kopfweh, Zahnweh, auch Durchfall werden dem Benediktskraut anvertraut, das zudem wundersam das Herz stärkt. Fieber wird vertrieben mit Tee aus *Spiraea ulmaria* oder aus den weissen Blüten der wilden Winde. Über das Kürzerwerden irgendeines Gliedes brauchen sich Kräutersammler keine Sorgen zu machen, denn eine Hand voll Frauen-

mänteli, in guten Schnaps eingelegt und fleissig eingerieben, hilft unfehlbar. Selbst für tiefen, erholsamen Schlaf ist gesorgt und zwar mit einem Waldmeisteraufguss, heissen Essigsocken im Bett und einer zerquetschten, etwas erwärmten Zwiebel auf Stirn oder Hinterkopf, wie es der Kräuterpfarrer Künzle aus Zizers empfiehlt.

Kräutersammler auf Hügeln werden im Lauf ihres Lebens ihren verwurzelten Lieblingen zunehmend ähnlicher. Eines Tages entdecken sie, dass sich in ihrem Innern pflanzliche Systeme entwickelt haben, dass sie von Zellsaftströmen durchflossen werden und dass die darin gelösten Nährstoffe genügen, sie satt zu machen. Wie Gräser ergrünen ihre Haare Frühling um Frühling aufs Neue. Osmose, Assimilation sind für sie keine abstrakten Begriffe mehr. Ihre Zellen haben glashelle Wände bekommen, und sie geniessen es, von Sonnenlicht durchleuchtet und durchwandert zu werden bis in die Fingerspitzen hinaus. Ihre Gedanken nehmen immer öfter Blattgestalt an, zeigen sich gelappt, gesägt, gezähnt oder gar schrotsägeförmig, und ihre Träume gleichen immer stärker stark duftenden, radiärsymmetrischen oder zygomorphen Blüten.

«Trüen» *Dorfwelt im Weltdorf*

Peter Morger

Trüen ist anders. Anders als Spychersau, wo idyllische Strässchen zu halben Autobahnen ausgebaut und Vorgartenzwerge geköpft werden, wo das Hallenbad das kulturelle Zentrum schlechthin ist und ein Bahnhof hingeklotzt wurde, der wie Dagoberths Geldspeicher aussieht; beim Einfahren kommt sich das regionale Bähnchen wichtig wie ein TGW vor. Ein anderer Planet ist auch Tobel. Hier werden die letzten Wiesen mit Lego-Häusern versperrt, rauben die Aussicht auf den einheimischen Himalaja; die Pflastersteine auf dem Dorfplatz sind vergoldet mit den Steuergeldern der Reichen; das halbe Dorf wird ins Volkskundemuseum verfrachtet; die letzten Bauern stehen dort ausgestopft und heuen.

Ja, überall in der Freien Republik Högersland wird saniert, planiert, verlängert, vergrössert, vergrößert. Man will aussteigen aus dem Pappenheimer-Programm und Schildbürgertum, möchte quasi weltkompatibel werden und die Kanalisation direkt ans Internet anschliessen. Der archaische Fleck Wolfswinkel verwandelt sich in ein peppiges Entenhausen. Man sieht förmlich die postmodern-belanglosen Sprechblasen in der Luft. Aber anders ist Trüen. Klein sein und bleiben; das ist die grosse Idee hier.

Puffende, paffende, polternde Industrie ist im heimlichen – und manchmal unheimlichen – Hauptort der Republik verpönt. Und die hier ansässige Gerichtsbarkeit und Landjägerei rentieren fürwahr nicht. Die Trüener scheinen fast ohne Geld zu le-

ben, trotzdem strahlen sie eine gewisse Noblesse aus, leben zumindest auf hohem Steuerfuss, Grandezza ohne einen Rapen Geld im Sack. Schräge Vögel, Künstler und anderswo Handkapierte gedeihen hier ganz gut. Handkehrum gibts Chnorzis, Schreckschrauben, Holzquadratschädel und Füdlibürger wie aus dem Bilderbuch. Wertkonservativ sind die einen, auf eine altmodische Art progressiv die andern. Die Stimmergebnisse tendieren immer krass nach links, aber auch nach rechts.

Doch niemand bekämpft sich; politische Polarität artet nicht in Gehässigkeit aus; Toleranz regiert; Verständnis grassiert hüben und drüben. Die Eingeborenen sind stolz auf ihr verwittertes Bahnhofs-Chalet, das Berner Oberländer-Kurortstimmung aufkommen lässt. Eine analoge Zeitinsel, mitten in der digitalen Brandung, wo die Minuten stündlich schneller zu laufen scheinen. Die definitive Endstation der Högersländischen Landesbahn (HLB) ist hier. Beim Aussteigen atmen die seltenen Gäste befreit die reine, kühle Luft, als Kontrast zur abgestandenen, vernebelten Abgas-Atmosphäre des Unterlandes. Und nach dem nordig, stotzig, ganz am Rand von Högersland gelegenen Trüen kommt nichts mehr; das Ende der Welt klafft auf. Nur von tiefen, undurchdringlichen Tobeln wird gemunkelt; ein grässliches Schluchten-Ungeheuer soll sich im Loch Nass häuslich eingerichtet haben. Erst viel später dann öffnet sich der türkisblaue Spiegel des vorarlbergischen Meeres und das Ostreich soll beginnen. Wagemutige Trüener berichten, dass dort helle, pausbäckige und vollbusige Frohnaturen hausten.

Der geborene Tobler Heinz Lueg verbrachte als junger Mensch einige Jahre des Aufbruchs und Exils in der westlichen Haupt-

stadt. Und flüchtete später als ewiger Studioso, Kulturtriebträger und frustrierter Steppenwolf wieder in die freie Republik zurück, ausgerechnet nach Trüen, halb bewusst, halb magnetisch angezogen. Künstliche Metropolen wie Berlin, Wien oder New York wären sein definitiver Untergang gewesen. Und siehe da, er wurde geduldet, lebte hier die ungeheuerlichsten Sachen aus, allerdings in einigermaßen diskretem Rahmen. Seine Mélanges aus Eigenbrötlertum und Weltbürgergehabe, Kleinkariertheit und Breitspurigkeit erwies sich als sehr Trüen-kompatibel. Sein Irrlichtern zwischen Grössenwahn und Minderwertigkeitskomplex machte ihn interessant. Jedenfalls gilt Heinz als originell.

Hier nennt er sich Phanta-Visionär, lichtet Land und Leute, Makro- und Mikrokosmos mit der handlich unauffälligen Leica ab, ist Schatzgräber und Schornsteinfeger in der Dorfwelt eines Weltdorfes, schmiedet geschraubte, gewundene und verwundernde Zeilen für das allwöchentlich erscheinende Trüen'sche Extrablatt, verfasst belanglose Artikel über noch Belangloseres, macht sich wichtig mit mehr oder weniger eminent wichtigen Mitteilungen aus dem Bauch des mal nervig regen, dann wieder traumhaft verschlafenen Gemeinwesens. In der vorwiegend von Normalos besuchten Dorfwirtschaft gefällt sich Heinz als Chamäleon, sitzt mal links zwischen Stühlen und Bänken, schwärmt etwa von der Schlange GSOA, erscheint bald als rechter Rechter, indem er über gewisse Schoggiköpfe aus dem Sozialen Flüchtlingsheim im Niederdorf lamentiert; meist entwurzelte, aus Asien importierte Heimatlose oder verstörte Kriegstraumatisierte wohnen in diesem vorbildlichen Sozialhort, dem Stolz und Alibi manch weltoffener Kulturbürger. Im «Bärli» dann hockt Lueg mal in der Mitte, indem er dem blauäugigen Präsidenten der Freien Kapitalpartei (KP) zuprostet, robbt sich an beduselte Stammtische heran zwecks Verfertigung eines Grup-

penfotos, ist ungreifbar unbegreiflich wie ein Fisch, trägt schöne und wüste Räusche heim in seine kleine Gesindewohnung im Siebeneck-Palast, dem grössten Gebäude der Republik.

* * *

Beginnen wir am Beginn. Neujahr kann lichtdurchflutet, hoffnungsfroh sein. Die Trüener verlassen ihre Festtagsbraten-Behausungen und machen erste Schritte ins neue Jahr mit gläserner Cembalo-Musik aus dem Silvester-Gottesdienst im Kopf. Petrus hat grosszügig Schnee gestreut; bizarre Eiszapfengebilde schmücken die Dachtraufen. Klirrende Kälte, trockene Luftkurortsluft beherrscht den Jänner. Im Hornung ist Heinz geboren. Er ist ein Aquarius und träumt Diffuses vom endlichen Ausbruch des Wassermann-Zeitalters, auch in der Provinz. Sein Geburtstag ist oft vernieselt, verniesst, grau vernebelt. Verschupft geht Lueg durch seinen Festtag im Eisregen und ist schon wieder ein Jahr älter, aber kein bisschen weiser. Und nichts passiert, obwohl die Zeit rast, immer öfters Weihnachten ist. Der Winter ist, blau vor Frost; mit eisigen Lippen küsst er die apfelwangigen Schulmädchen, die auf Davoserschlitten der Turnhalle in den Niederungen zu fliegen. Dieses sportive Tätigkeitsfeld verwandelt sich alle Jahre wieder in einen Ballsaal der Narren.

Die Wogen schwappen hoch in der luftschlangen-, konfetti-, bier- und cüpli-schwangeren Atmosphäre. Mächtig spielen die Stimmungskanoniker aus Obergurgel auf. Nüchtern wird Old Schnatterhand erst, wenn sich seine umschwärmte Tanzmaus bei der Demaskierung als ehemalige Freundin, eigene Frau, unangenehme Nachbarin oder als die eigene Tochter entpuppt. Kurz aber nicht schnurz ist die Fasnacht in Trüen. Ein bunt schillernder Lind- und Tatzelwurm von verfremdeten Kindern

tanzt jeweils durchs schneezuckerige Dorf, im schrägen Rhythmus einer munter schränzenden Guggenmusik, die vom Tuten und Blasen wahrlich eine Ahnung hat. Heinz erhascht bei diesem Treiben besonders gelungene Sujets, zieht Erkundigungen aus gut uniformierten Kreisen ein. Alle Exponenten der Karl-May- und Lederstrumpf-Welt tummeln sich; schmucke Mädchen krümmen sich zu Bananen, ganz in Gelb; Roboter im Alu-Kubus trotten dahin; Schoggi-Attrappen verteilen Cola-Frösche; ein B-Post-Briefkasten kraxelt auf krummen Beinen. Die Ölflasche turtelt mit einer solchen für Essig; eine blaue Tube marschiert senkrecht daher, gibt ihren Senf dazu. Glückliche Landhühner machen Werbung für eine biodynamische Wunschwelt; putzige Bärenkinder und Katzenköpfe schwänzeln und scharwenzeln; Prinzesschen in Glanz und Glitter verlustisieren sich; geklonte Clowns klönen; antiatomare Sonnengesichter strahlen mit Regenbogenforellen um die Wette; flotte Hexen flüchten vor englischen Schlossgeistern mit grauslich grauen Visagen und der digitale Game-Boy schliesslich beamt sich mit einer düsentriebschen Zeitmaschine weg von diesem ganzen Tand und Firlefanzen in Richtung Zukunft.

Es gibt hier Läden, die andernorts unter Artenschutz stehen. Die Confiseurin bewegt sich seit dreissig Jahren unverändert anmutig in ihrem Zuckergusscafé. Stets gleich freundlich, hell frisiert und gekleidet, nie alternd. Ihr lieber Mann steht jede Nacht noch vor aller Herrgottsfrühe auf und bäckt als heimlicher Star im Hintergrund immerwährend die feinsten Brötchen, Mandelfische, Zigerkrapfen samt feinziselierten Bibern. Seit Jahrzehnten reitet er sein Honigkuchenpferd, und auch er wird nicht älter, heimatlich eingebunden in Zeitlosigkeit. Schon um drei Uhr

morgens weht ein frischer Backstubenduft durchs Zentrum, vertreibt endlich die Abgasschwaden.

Die Papeterie Spitz erscheint wie ein museales Kleinod der Fünfzigerjahre, da leider immer mehr moderne Schüler sich in der Stadt eindecken. Doch jeden Morgen wird unverdrossen das neueste Blick-Schlagzeilenblatt aufgehängt; Windrädchen werden ausgebreitet und zum ersten August Raketen und Schweizerkracher. Fein säuberlich steht das Tutto-Lotto-Pult im Eingangskorridor samt dem vielfarbigen Postkartenständer mit den schönsten Trüener Ansichten. Da nur wenig verkauft wird, bleibt das Angebot beeindruckend vielfältig.

Und nomen est omen: Die Bleistifte sind derart scharf gespitzt, dass sich damit ein schwermütiger Gerichtsdienstler bequem die Pulsader aufschlitzen könnte. Die Papeteristin putzt ständig und inständig, reinigt die Schaufenster unentwegt, die brutal direkt zur zu viel befahrenen Hauptstrasse hinausragen. Ihr Mann öffnet und schliesst das Geschäftchen mit der Präzision einer Sanduhr. Gleichzeitig dient der dämmerige Verkaufsraum als Büro des Verkehrsvereins, obwohl sich herzlich wenige Touristen im manchmal ausgestorben wirkenden Trüen einfinden. Vor allem im endlosen Winter modert und tönt alles nach hundert Jahren Einsamkeit; träge, zähe Hochnebellagen sind häufiger geworden in der letzten Zeit. Die meisten Gäste reisen aber motiviert weiter, traumwandlerisch berührt, um einen Geheimtipp reicher. Schon oft hat es Heinz Lueg gereizt, sich in diesem aussergewöhnlich gewöhnlichen Papierwarengeschäft als dipl. Bleistiftspitzer und Radiergummi zu bewerben. Träumerisch da zu sitzen inmitten fein assortierter Schreibutensilien, sanften Beschäftigungen hingeben, flankiert von Filzstiftspalieren, in längeren Meditationen wartend auf neue Kundschaft, zwischendurch blättern im Högerländerschen Kalender auf das Jahr 2001.

Der Frühling ist gelb, gelber am gelbsten, voller Hahnenfuss, Löwenzahn und Osterglocken. Doch Meister Lenz ist hier, an dieser ruchen Lage, fast tausend Meter über dem Mittelmeer ein flüchtiger, launischer Gast. Nur manchmal, zwischen Schneekonfetti-Regen, entfaltet er seine Pracht. Gleissend gläserne Föhn-Highlights sind selten.

Auch an Ostern suchen die Kinder ihre Eier oft in strömendem Regen. Schmerzhaft empfindet dann Lueg seinen eigenen Mangel an Fruchtbarkeit. Frühling ist bloss eine Episode, eine Fantasie für Verliebte, eine Sehnsuchtsidee nach fernerem, wärmeren Gefilden. Das Datum der Tagundnachtgleiche erweist sich heuer ausnahmsweise als Kaiserwetter. Königlich gestimmt steigt Heinz aus seinem verdösten Winterpullover und erwirbt sich zur Feier des Tages ein Fläschchen ultramarinblauer Pelikantintente bei Spitz. Die Lust auf einen Spaziergang im walserschen Format beflügelt ihn. Im Gewirr der Gässchen im Oberdorf begegnet er Myrtha Müller, die schon bald als Grand Old Lady der Landesliteratur gefeiert wird. Sie wird mit Ehrungen und Preisen überhäuft, doch kaum jemand in der hiesigen Gegend liest ihre schwierigen Schmerzenstexte. Madame begrüsst den etwas entgleisten Musensohn ziemlich gönnerhaft, wirkt wie eine resolute alte Dame, nur ihr spöttisch zugespitzter Mund deutet auf höhere Weihen. Im Vergleich zu dieser Koryphäe ist der Literat Lueg eine Literflasche, eine transzendente Ameise im Satzbau. Heinz schnauft aufwärts wie eine Dampflokomotive. Prächtig und mächtig eröffnet sich ihm das Panorama der Alpen. Und auf der andern Seite der Windrose, ganz fern, der See. Das ist wahres Glück. Ruhm oder Rum macht bloss süchtig.

In der sanften Hügellandschaft, welche den Dorfkern Trüens überbettet, liegt die Höhere Schule von Högersland (HHS). Nette, entspannte, hochintelligenzquotientverdächtige Schüler bilden sich quick heran zu einem neuen Generatiönchen. Allmählich überwiegen die Schülerinnen, die sich bald grösser und mannigfach schöner entwickeln als ihre adrett frisierten Mitschüler. Friede, Freude, Eierkuchen herrscht heute zwischen dem Lehrkörper und dem schulischen Potenzial. Die Lehrer von heute waren früher pubertäre Revoluzzer. Langmähnige Schülerbands spielten damals begeisternd, wie Ten Years After oder so. Die Wogen von 1968 in Zürich, Paris und Berlin schlugen Anfang der Siebzigerjahre voll im ländlichen Trüen ein. Es gab Prozesse wegen Hasch und obszönen Schülerzeitungen. Zwischen den Studenten und den Professoren, die meist interessante Psychopathen oder liebenswerte Originale mit krausen Übernahmen waren, herrschte unversöhnliche Opposition. Unter den Pulten wurden die neuesten Scheiben der Small Faces, von King Crimson oder Jethro Tull getauscht. Auch für Lueg Heinz war die Schule eher ein lästiges Übel. Er hatte nur die Pfadi und sein spätpubertäres Ulk-Magazin im Kopf, getippt auf einer archaischen Underwood der Zwanzigerjahre. Die Matura wurde ihm fast geschenkt. Er war damals schon ein Original, jenseits von vernünftiger Benotung. Ein genialischer Pseudo-Einstein lehrte Physik, ein Buch mit sieben Siegeln. Auch Darstellende Geometrie war vollends unverständlich, von einem Piano spielenden Hirnakrobaten dargeboten, der sich in den Pausen auf dem WC heimlich zu Tode trank, mit Wodka und Wiskey im Gilet. Doch der Zeichenlehrer war ein wahrer Künstler, ein van Gogh der Provinz, und der Deutschprofessor ein tiefgründiger Romantiker mit einer unstillbaren Sehnsucht nach der Donaumonarchie.

Die beiden gaben Heinz den Kick, den kreativen Weg zu wagen. Der Rektor war dick, gütig und dadurch charismatisch. Der heutige Schulleiter namens Fitze strebt schlängelnd durch die stromlinienförmigen Schülermassen seines Bildungsparks, schlank und rank, in festlichem Schwarz, aber für immer jung, ein grosser Junge, zweifellos höchst eloquent. Nur die gelegentliche Pfeife in seinem Gesicht erinnert an die Dampfmaschinenzeit höherer Bildung. Internet-kompatible Über-Diplomanden werden heute gezüchtet. Die Aktionen des verstrubelten Lueg, wenn der etwa Maturandinnen in Miniröcken genüsslich fotografiert oder unbedarfte Zeilen über einen hoch begabten Nachwuchspianisten schreibt, betrachtet Fitze mit einiger Skepsis. Die Bewerbung Heinz Luegs als Bibliothekater der HHS wurde abgeschmettert. Dafür durfte er das Gelände hinter dem neuen Schulhaus jäten, welches ambitiös wie eine futuristische Titanic in die grünen Weiten Högerlands ragt. Als surrealistischer Gärtner, halb vergnügt, werkte Heinz, mit seinen Bewegungen den Schülern krampfhaft Nützlichkeit demonstrierend. Er benutzte das Vernichten von frech wilderndem Grünzeug, das Ausreissen manch formschöner Pflänzchen dazu, sein eigenes Unkraut im Kopf zu ordnen und seine Wurzeln zu orten.

Der Sommer ist rot in seiner Glut; die Atmosphäre vibriert vor Leidenschaft. Längste Tage unter der majestätisch triumphierenden Sonne wechseln rasch mit kurzen, schwülen Nächten voll sinnlicher Träume.

Endlich wirds den Trüenern warm ums Herz aus Eis. Am ersten August versammeln sich die Bürger auf dem Platz der Republik, der als weite Fläche eine von stolzen Palästen umschlossene Insel bildet in der ansonsten abschüssigen Geographie.

Ja, es gibt grossartige Herrschaftsbauten in Trüen, Hochhäuser des dämmernden Industriezeitalters, im achtzehnten Jahrhundert von steinreichen Textilbaronen erstellt.

Die mächtigen Gebäude sind heute vorwiegend von Amtsträgern mit grauen Mäppchen, charmanten Staatssekretärinnen und relativ diskret agierenden Polizeiagenten besetzt und spotten in ewiger Versteinerung über die windschiefen Weberhöckli und niedern Kleinbürgerhäuschen, welche sich eng an den stotzigen Abhängen anlehnen. Wenn die Lichterketten der rot-gelbblauen Lämpchen die Piazza überstrahlen, Lampione die grau ehrwürdigen Fassaden in gespenstisches Hell wandeln, verblichene Stickereiträume flirren und der Hauptmann zu seiner vater- und mutterländischen Rede anhebt, kommt mancher Weinlokalhistoriker ins Schwärmen, bezeichnet Trüen als trutzige Hochburg oder als Athen von Högersland. Früher versammelten sich hier alle Jahre die wehrhaften Männer der Freien Republik zur Volksversammlung. Nach jahrzehntelangem Kampf kamen endlich auch die Frauen dazu, was alle Dimensionen sprengte. Die Mauern der Paläste barsten fast unter der Menschenmenge; die Scheiben der korrupten Republikbank zersprangen; empörte Kreditgeschädigte stürmten die Tresore, fanatische Freigeldtheoretiker zerstörten die Geldmaschine mit Äxten. Kurzerhand wurde die uralte Tradition der Landesversammlung über Bord geworfen; vom ganzen Geschlechterkrieg blieb letztlich ein Frauenfuzz übrig. Trüen versank definitiv in der Bedeutungslosigkeit. Die Högersländer Zeitung schrieb scharf darüber und wurde zur Strafe an einen Medien Giganten aus der Agglomeration verschachert. Als schwarzes Tuch legt sich der Himmel über den Platz. Die kleine Schar der Patrioten fröstelt; die Lampione sind ausgebrannt. Das Feuer des Sommers lodert nur kurz; bombastische Gewitter machen ihm den Garaus. Der Herbst ist der beste Maler seit Cézanne.

Das ist die Hochzeit Luegs. Im Farbenrausch taumelt er durch das Land, fixiert die in mannigfaltigen Braun- und Goldtönen flimmernden Laubbäume auf Lichtbildern.

Will nicht an den Novembris mit seinen grauslich kahlen Gerippen glauben.

«Trüen». Der gleichnamige Roman spukt bereits in Heinz Luegs Kopf herum. Leichtfüßig, versöhnlich möchte er die Fiktion und Utopie eines real existierenden Topos zeichnen, in eher lichten Farben. Auch ihm wird langsam klar, dass Schwärmen mehr Spass macht als Schnöden. Wer sich trotzdem betupft fühlt, möge es sich abschminken. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein unzufällig. Und bereits hofft Heinz auf einen guten Bürger, der ihm dereinst einen Gratisplatz im örtlichen Altersheim offeriert. Auch ein kleines Denk- oder Mahnmal am Rande des Republikplatzes würde ihm schmeicheln. Der Lokalphantast Heinz Lueg als Reiter auf einem alten Kamel, mit rosa Brille und einem Fotoapparätchen aus Sandstein in Händen, als Don Quichotte anrennend gegen die Ernsthaftigkeit der Polizei-Lawine auf der historischen Piazza.

Die Papstwahl in der Felshütte

Peter Rechsteiner

Ich weiss gar nicht, ob ich der Richtige bin, um von der Felshütte zu erzählen. Der Blöterli weiss nämlich viel mehr davon. Blöterli war mein Nachbar in Trogen und trotz dieses nicht sonderlich schmeichelhaften Spitznamens war er ein ganz mutiger Kerl. Sein Spitzname ist eine Ableitung aus seinem Nachnamen, und er hat sich nie dagegen gewehrt. Blöterli war vor allem dafür bekannt, dass es für ihn im ganzen Dorf kaum einen Baum gab, den er nicht besteigen konnte. So wie er in seiner Jugend praktisch auf jeden Baum geklettert war, so stieg er auch jedes Jahr mehrmals in die Felshütte hinab.

Vielleicht bin ich aber doch der Richtige, denn einmal bin ich mit Blöterli mitgegangen in die Felshütte, und dieser Ausflug hat einen ganz besonderen Eindruck bei mir hinterlassen. Dabei habe ich nämlich zum ersten Mal bewusst gelernt, der Natur mit einem gesunden Respekt zu begegnen, und dieser Respekt hat mich bis heute vor mancher Dummheit bewahrt. Man könnte auch sagen, dass ich damals vor lauter Angst die Hosen voll hatte, und diese Angst wurde ich in Bezug auf abenteuerliche Touren bisher nicht mehr los – glücklicherweise. So bin ich nie der Versuchung erlegen, mir einen Adrenalinstoss zu verpassen, indem ich mich zum Beispiel an einem vermeintlich sicheren Gummiseil von einer Brücke stürzte oder eingepackt in einem Neoprenanzug einen Bergbach hinunter rutschte. Auch bin ich nie von Bergkuppen hinuntergesegelt oder mit einem Fallschirm aus einem Flugzeug gesprungen. Das heisst aber nicht, dass ich

seither keine Dummheiten mehr begangen habe, das Leben bietet ja genügend Möglichkeiten dazu. Dank den Erkenntnissen unseres Ausflugs in die Felshütte waren sie aber nie gefährlich.

Nun ist zu sagen, dass es sich bei der Felshütte nicht etwa um ein lauschiges, an einen Felsen im Alpstein geschmiegtes Städteli gehandelt hat oder eine Alphütte, in der lustige Sennen die Milch von fröhlichen Kühen verarbeiteten. Nein, die Felshütte befand sich an einen abgelegenen und unzugänglichen Hang auf der Trogener Seite des Goldachtobels zwischen dem Schwimmbad und dem Chastenloch. Sie war auch keine Hütte, sondern ein natürlich entstandener und durch manche Hand abenteuerlicher junger Burschen zugänglich gemachter Felsüberhang. Unten an diesem Überhang befand sich ein leicht schräger Boden, auf dem gut und gerne ein Dutzend Kerle Platz finden und ihre Rituale feiern konnten.

Um aber gleich zu verhindern, dass jemand den vermeintlichen Mut fasst und versucht, die Felshütte zu finden und sich dadurch allenfalls in Gefahr begibt, muss gesagt sein, dass sie nicht mehr existiert. Im Gegensatz zum Trogener Bädli, welches als solches auch nicht mehr in Betrieb ist, waren bei der Felshütte nicht menschliche Ignoranz oder gar Dummheit der Grund für das Verschwinden, sondern die Kräfte der Natur. Die Felshütte ist eines schönen Tages mit allem Drum und Dran ins Goldachtobel gestürzt. Den Knall hätte ich mir, natürlich aus der nötigen Distanz, gerne mitangehört. Um wie viele tausend Tonnen Gestein es sich dabei gehandelt hat, ist nicht mehr feststellbar. Der Felssturz muss gewaltig gewesen sein, denn dadurch wurden gleich mehrere der so genannten Sieben Gonten gefüllt. Das waren sieben, von der Goldach geschaffene Weiher unterschiedlicher Grösse und Tiefe. Das Geröll der Felshütte, aber auch das Geschiebe der Goldach, brachte die Sieben Gonten mit den Jahren zum Verschwinden.

Kahle Felsen und natürliche Tümpel deuten auf die Urständigkeit des Goldachtobels hin. Es kann in gewissen Abschnitten getrost als voralpiner, fast undurchdringlicher Dschungel bezeichnet werden. Auf jeden Fall eine sehr wilde Gegend. Ob ausserdem, wie man aus dem Namen des Baches schliessen könnte, in der Goldach auch je einmal Gold gefunden wurde, wage ich zu bezweifeln. Das Trogener Bädli wurde nämlich aus diesem Bach gespiesen, und anstatt Goldklumpen bescherte uns das, selbst im Hochsommer meist saukalte Wasser, lediglich eine Gänsehaut.

Wie kam es nun aber zur Papstwahl in der Felshütte? Es ist doch wohl nicht anzunehmen, dass sich ein angehender Pontifex maximus irgendwann einmal ins Goldachtobel verirrt hätte. Das war auch nicht nötig. An einem schönen Sommernachmittag im Jahre 1963 führte Blöterli mich und ein paar andere abenteuerlustige Gesellen durch die Niedern unterhalb von Trogen vorbei am Kantonsschulturnplatz in Richtung Chastenloch. Zu jener Zeit stand zuunterst an diesem Wanderweg, der ehemals offiziellen Verbindung zwischen Trogen und Rehetobel, das Restaurant Chastenloch. Dieses versteckte, sehr gemütliche Gasthaus wird nicht mehr betrieben. Ein Verlust, den nicht nur Wanderer, sondern neuerdings auch Mountainbiker bedauern, die sich vor dem steilen Aufstieg, der ihnen in beide Richtungen bevorsteht, stärken wollen.

Kurz bevor wir im Brändli, dem untersten Dorfteil von Trogen, im Wald verschwanden, kamen wir an einer Scheiterbeige vorbei, welche mit Dachpappe zugedeckt war. Jugendliche Forscher auf dem Weg ins Abenteuer und ein paar Holzscheite und Dachpappe finden immer wie von selbst den Weg zueinander. Also klauten wir ein paar Scheite und rissen einige Dachpappestreifen ab. Der Bauer, dem sie gehörten, dürfte den Verlust in der Zwischenzeit verkraftet haben. Wir stopften die Scheite und

die Streifen der schwarzen Folie zu unseren übrigen Gerätschaften und dem Proviant in unsere Rucksäcke.

Zügig schritt Blöterli voran, bis wir an einen steil zur Goldach abfallenden Hang kamen. Dieser musste auf einem nur wenige Zentimeter schmalen, rutschigen Pfad durchstiegen werden. Ich nehme an, dass ich mir in jenem Moment zum ersten Mal in meinem Leben unbewusst die Existenzfrage gestellt hatte: Entweder du kommst durch und kannst dich danach als Held fühlen oder du stürzt ab und man wird dich in ein paar Wochen aus dem Bodensee fischen. Die dritte Möglichkeit, nämlich umzukehren, also die Variante, die ich heute wählen würde, kam damals natürlich überhaupt nicht in Frage. Der Gruppendruck oder vielmehr die Tatsache, dass nur ein echter Trogener Mann werden kann, wer auch einmal in der Felshütte gewesen ist, verbot sie mir. Wohlgemerkt hätte uns ein Fehltritt in der Tat etwa hundert Meter in die Tiefe stürzen lassen. Es können auch etwas weniger gewesen sein, aber bekanntlich verändern sich die Dimensionen von solchen Abhängen relativ zur Angst der sie durchsteigenden Helden. Wir klammerten uns an Wurzeln, Sträuchern und Steinen fest und erreichten ziemlich problemlos den Überhang mit dem etwa zwei Meter breiten und zehn Meter langen schrägen Boden – wir standen in der Felshütte!

Natürlich war jetzt jegliche Angst verfliegen, nicht nur meine, sondern auch diejenige der Kollegen, denn wo beim Durchqueren der Felswand gespannte Ruhe geherrscht hatte, wurde plötzlich wild durcheinander geplappert und jeder hatte die besseren Handgriffe gefunden, um sich zu sichern, den festeren Tritt bei der Kletterei aufgesetzt. Wie kleine Helden standen wir unter dem riesigen Felsüberhang und staunten. Die rückwärtige Wand der Felshütte war übermalt mit Zeichnungen, Namen, Initialen, Sprüchen und mittendrin, daran erinnere ich mich be-

sonders gut, prangte ein grosser schwarzer Totenkopf. An den Namen und Jahreszahlen konnte man ablesen, dass schon unsere Väter und Grossväter in ihrer Jugend diesen Ort aufgesucht und sich verewigt hatten. Nun waren wir dran. Natürlich würden auch wir vor dem Wiederaufstieg unsere Namen mit Holzkohle auf der Wand hinterlassen. Für ewige Zeiten. Niemand hätte damals geglaubt, dass diese riesige Felswand eines Tages einfach in die Tiefe stürzen könnte. Es ist auch nicht mehr feststellbar, wann dies genau geschah.

Zuerst wollten wir aber essen. Wir sammelten Reisig, um ein Feuer zu entfachen. Natürlich ohne Papier, in der Steinzeit gab es schliesslich auch keines, und die grösseren Brocken, aus denen eine schöne Glut entstehen würde, hatten wir ja mitgebracht. Die Felshütte erinnerte wirklich an die Bilder von den Höhlenmenschen in den Geschichtsbüchern. Der Unterschied zur Wildkirchli-Höhle war gar nicht so gross, nur dass rund um die Felshütte alles mit mächtigen Bäumen und Büschen überwachsen war. Die Feuchtigkeit der Goldach hatte einen wahren Urwald entstehen lassen.

Als wir unseren Proviant – Cervelats – auspackten, stellten wir fest, dass einige davon nicht mehr ins Feuer gehalten werden mussten, da sie bereits schwarz waren. Die Dachpappe hatte zwar nicht unsere Kleider, dafür aber ein paar unserer Würste verklebt und dadurch ungeniessbar gemacht. Ohne uns gross darüber aufzuregen, warfen wir sie mitsamt den Resten der Dachpappestreifen ins Feuer und sofort war die Felshütte von einem beissenden, schwarzen Rauch erfüllt. Schwarzer Rauch! Bedeutete dies nicht, dass der Papst noch nicht gewählt sei? So hatten wir es jedenfalls bei der kürzlich stattgefundenen Wahl von Papst Paul VI. aus den Nachrichten mitbekommen. Wenn ein paar junge Burschen auf abenteuerlichen Ausflügen unterwegs sind, dann sind den Fantasien kaum Grenzen gesetzt.

Mit ein paar Stecken stocherten wir die verklebten Cervelats und die Dachpappe wieder aus dem Feuer und warfen dafür ein paar grüne Blätter hinein. Es stieg weisser Rauch auf – habemus papam! Nach dieser Entdeckung warfen wir die Cervelats wieder in die Flammen – schwarzer Rauch, holten sie wieder heraus – weisser Rauch, wiederholten dieses Spiel mehrmals und wählten auf diese Weise in der Felshütte gleich mehrere Päpste. So also machte man das in Rom!

Bald war aber auch die Papstwahl nicht mehr besonders interessant und wir versuchten, die hintersten Ecken der Felshütte zu erkunden, immer in der Hoffnung, auf urgeschichtliche Felszeichnungen oder gar Knochen zu stossen. Von letzteren fanden wir zwar keine, dafür aber Zeichnungen und Namen, selbst an den unzugänglichsten Stellen. Zu unserer Enttäuschung mussten wir feststellen, dass die vermerkten Jahreszahlen aus unserem Jahrhundert stammten, ja, dass wir einige der Höhlenbewohner, die schon vor uns die Wände geschmückt hatten, sogar kannten. Na ja, wir machten zwar keine grossen Entdeckungen, sicher aber hatten wir als Erste in der Felshütte eine Papstwahl vollzogen.

Als sich in unserer Feuerstelle eine richtige Glut gebildet hatte – wir waren keine Anfänger, die ihre Würste in die offene Flamme hielten – machten wir uns daran, die verbliebenen Cervelats zu braten. Auch wenn wir sie teilen mussten und der grosse Abenteurerhunger nicht richtig gestillt werden konnte, schmeckten sie herrlich.

Es war aber nicht nur der Hunger, der uns immer ruhiger werden liess, als wir ums Feuer herum sassen, sondern die Aussicht, nun bald wieder den Rückweg über diesen gefährlichen Pfad unter die Füsse nehmen zu müssen. Jetzt wussten wir, was uns bevorstand, denn schliesslich hatten wir auf dem Hinweg gesehen, wie tief die Goldachschlucht war. Aber wir hatten ei-

nen guten Führer. Blöterli übernahm die Spitze, machte uns immer wieder auf mögliche Gefahren aufmerksam und zeigte uns feste Wurzeln, die als Haltegriffe benutzt werden konnten. Und eines sei der Gruppe zugute gehalten, niemand wurde wegen ängstlicher Bemerkungen ausgelacht. Andererseits wählten wir aber in stummer Übereinstimmung einen grösseren Umweg um das Haus des Bauern, dem wir die Holzscheite und die Dachpappe geklaut hatten. Wir hatten offenbar mehr Respekt vor seiner Wut als vor den Gefahren des Goldachtobels.

Als wir an der alten Kantonsschulturnhalle in den Niedern vorbeikamen, machten wir uns keine Gedanken über die Tatsache, dass die auf dem Turnplatz anwesenden Schüler bei ihrem Spiel innehielten, uns anschauten und zu lachen begannen. Auch der Frau, die uns in der Niederngasse sah, die Hände über dem Kopf zusammenschlug und uns fragte, wo um Himmelswillen wir denn gewesen seien, erklärten wir lediglich stolz: «In der Felshütte, dank!»

Wie es den anderen Forschern danach ergangen ist, weiss ich nicht. Ich jedenfalls wurde von meiner Mutter mit einem Donnerwetter empfangen und vor den Badezimmerspiegel gezerrt. Darin blickte mir das stolze, aber völlig rauchgeschwärzte Gesicht eines jungen Helden entgegen, um dessen Mund die Kohlenränder eines gebratenen Cervelats bis fast an die Ohren reichten und dessen Kleider von Lehm, Harz und Holzkohle völlig verdreckt waren. Wie durch ein Wunder legte sich aber aller Ärger, als ich meiner Mutter erklärte, dass wir in der Felshütte den Papst gewählt hätten.

Der Däumling

(Ein Zustandsbericht in 4 Kapiteln, mit Fussnote)

Lisa Tralci

Ich warte. Seit über vierzig Jahren. Die Blätter am Baum vor meinem Fenster sind nass und schwer, Gnadenzeit zwischen Sommer und Herbst. Vielleicht geschieht es heute. Wenn es mir gelingt, so leise zu sein, dass der Sperling auf meiner Terrasse nicht wegfliht, bis mein linker Fuss neben dem rechten steht. Wenn die Frau, die auf der Post in der Schlange vor mir steht und deren Körpergeruch mich Abstand lehrt, keinen Betrag über tausend Franken einbezahlt. Oder wenn das Vorderrad meines Fahrrades den gelben Streifen nicht berührt. Wenn es geschieht, wird die Welt anders aussehen. Ich könnte endlich in Ruhe die Zeitung lesen. Nicht einfach Meldungen überfliegen und deren Inhalt umgehend vergessen. Manchmal stelle ich mir vor, ich könnte darauf zugehen. Wenn mich meine Füsse nur weit genug tragen würden. Und wenn ich nicht so müde wäre.

Ich könnte auch essen, so wie andere Menschen. Manchmal erzählt mir jemand davon. Von einem Bild auf dem Teller. Von Geruch und Geschmack. Nie mehr einfach Brotstücke in den Mund stopfen und sie fast unzerkaut durch die Speiseröhre würgen. Ich koche kaum. Kochen braucht Zeit. Ich brauche Zeit, um zu warten. Ich müsste überlegen, was ich kochen soll. Und vor allem: Ich müsste einkaufen. Zwischen Gestellen hin- und hergehen. Das gleiche Produkt in zig Variationen. Die Zutatenlisten lesen. Preise vergleichen. Und dazwischen immer wieder Leute. Sie halten mich auf. Stellen Fragen. Die meisten Leute wollen erzählen. Von sich. Wenn ich es nicht vermeiden

kann, in einen Laden zu gehen, versuche ich, dies über Mittag zu tun. In der Stunde zwischen zwölf und ein Uhr sind nur wenige Menschen im Einkaufszentrum. Die Schüler, die dann dort anzutreffen sind, kaufen wenig. Ein Sandwich, einen Beutel Eis-tee. Manchmal Süssigkeiten. Volle Einkaufswagen sind selten zwischen zwölf und ein Uhr.

Ich esse meistens Suppe und Brot. Ab und zu ein Stück Käse. Häufig kaufe ich ein ganzes Kilogramm Brot. Das reicht für eine Woche. Ab dem vierten Tag wird es hart und riecht muffig. Ich schneide es dann in etwas dünnere Scheiben und lege es in den Toaster. Am liebsten habe ich fertige Suppen. Farblich unterschiedliche Pulver, die ich mit heissem Wasser anrühren muss. Produkte, die nur in der Tasse gelingen. Rot-säuerlich die Tomatensuppe, mit fasrigen Grünteilen versetzt die Gemüse-crèmesuppe. Meistens stelle ich drei grosse Henkeltassen nebeneinander. Zwei fülle ich mit je einem Suppenpulver, in die dritte hänge ich den Teebeutel für den schwarzen Tee. Zwischen erster und zweiter Suppe trinke ich den leicht bitteren Tee. Mit etwas Milch. Zucker nehme ich nie.

Ich kam zu spät auf die Welt. Heute verstehe ich mein damaliges Verhalten. Wann das mit dem Warten genau begann, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Über meinem Kindheitssee liegt Nebel. Manchmal schaue ich das Bild an. Die erste Fotografie, auf der ich zu sehen bin. Ich suchte lange irgendetwas Auffälliges. Doch ich komme noch immer zum Schluss, dass ich ausgesehen habe wie Abertausende andere Zweijährige auch. Der Blick wach und ein fröhliches Lachen. Meine Mutter erzählte mir, ich sei ein geduldiges Kind gewesen. Sie habe mir jeweils Brot in einen leeren Teigwarensack verpackt. Ich hätte das Rascheln gemocht und mich damit vergnügt, mit meinen Patschhändchen auf den Sack einzuschlagen. (Dass ich wirklich

Patschhände hatte, beweist die Fotografie.) Erst wenn das Rascheln des Sackes seinen Reiz verloren habe – und das habe lange gedauert –, hätte ich mich dem Brot zugewandt. Meine Vorliebe für Brot könnte also durchaus aus dieser Zeit stammen. So wie das Ducken zwischen Muttersätzen und Vaterworten. Mutterlippensätze sind grell und violett. Der Zeigfinger fährt den Astlöchern in der alten Holzbank nach. Der Kinderkopf will sich an die eigene Schulter schmiegen. Das Zeitpendel stockt, setzt aus. Sekunden dehnen sich, käsefädenlang. Der Magen schliesst seine Türe. Vatermundworte kommen meist erst viel später. Wie fernes Grollen. Das Angstherz zählt die Sekunden zwischen Blitz und Donner. Ich warte, bis der graue Stein bricht und sich tosend ins Halbdunkel einer Küche verteilt. Ruhig sitzen bleiben. Sich vor den Steinsplintern schützen. Jetzt nicht ins Bruderauge sehen. Flüchten die ins irre Lachen, deren Innenwände voller Salzkrusten sind?

Anfangs dachte ich, das mit dem Warten sei zu Ende, wenn ich erst in die Schule gehen würde. Ich nahm an, alle anderen Kinder würden ebenso warten und wären an ihrem ersten Schultag genau so davon erlöst wie ich. Die Jahre jedoch spannten sich wie Fledermausflügel zwischen Frühlings- und Sommerferien, zwischen Weihnachten und Ostern. In den Flügelfalten die grau-gesichtige Lehrerin, Zuckerwatte und hastige Flaumküsse. Warten auf das diktierete Wort, auf den Rotstift. Dem Engel des Herrn sei Dank, ich bin weit vorne im Abc geboren, heisse weder Weiss noch Zumstein. Freitags nüchterne Kinderbäuche im Weihrauchschiff. Skizzen kindlicher Liebe versteckt im Buch mit Schlüssel. Er im schwarzen Rock mit weissem Kragen. Langsam vor, Schritt für Schritt, auf ihn zu. Während Sekundenbruchteilen Daumen und Zeigfinger auf der Zunge. Im Tausel zurück durchs kalte Schiff, zurück auf den Platz, so

nimm denn meine Hände. Träge tropften die Wochentage, im Wartekokon streiften mich fremde Länder, mathematische Formeln und ein Kanon nur von ferne. Am Horizont das Leben, dannzumal, wenn es begriffen und mit Ordnungen versehen, endlich einleuchtend und klar wäre. Seine Vorboten rochen nach Schwarz und Weiss, nach Linie und Struktur. Ich würde erwachen und verwundert die Augen reiben. Die Fäden entwirren, meine Mitspieler erkennen und in den richtigen Zug steigen.

Ein einziges Mal nur schien mir, das Warten habe jetzt ein Ende. Es sei eingetroffen. Wochenlang keine blutenden Nagelhäutchen mehr, weit zurück die Angst vor jedem anbrechenden Tag. Lichte Nachmittage und in meinem Bauch der Däumling. Gezeugt im Flussbett, mit dem Segen der Sonne und dem Wispern der Pappeln. Jähes Aufblitzen im Zeitstrom. Glück mit einem Male fassbar, nah. Meine Hände suchten das winzige Herz, lieb-kosten die weiche Bauchhaut, unter der die Hoffnung schwamm. In der Handhöhle wärmte ich den Vogel mit dem gebrochenen Flügel, mein Atem trug ihn ins Leben zurück. Flieg, flieg weit fort in ein warmes Land, flieg! Die Frucht im Bauch ertrank im roten See. Seine Farbe verwandelte Ströme und Weltmeere in eine einzige Blutlache. Laut und höhnend der Gesang der Parzen. Meine Tage unterwerfen sich von neuem alten Gesetzen. Ich warte. Seit über vierzig Jahren.

Abgänge und Verträge

Abgang von Aktien

Lebensversicherer ist derjenige, der eine Summe für einen bestimmten Zeitraum zu einem bestimmten Zeitpunkt zu zahlen verpflichtet ist. Die Summe wird durch den Vertrag zwischen dem Versicherungsnehmer und dem Lebensversicherer festgelegt. Die Summe wird durch den Vertrag zwischen dem Versicherungsnehmer und dem Lebensversicherer festgelegt. Die Summe wird durch den Vertrag zwischen dem Versicherungsnehmer und dem Lebensversicherer festgelegt.

Lebensversicherer ist derjenige, der eine Summe für einen bestimmten Zeitraum zu einem bestimmten Zeitpunkt zu zahlen verpflichtet ist. Die Summe wird durch den Vertrag zwischen dem Versicherungsnehmer und dem Lebensversicherer festgelegt. Die Summe wird durch den Vertrag zwischen dem Versicherungsnehmer und dem Lebensversicherer festgelegt.

Fussnote:

Wie bereits gemeldet, wurde vor wenigen Tagen im Alpstein eine weibliche Leiche gefunden. Die Rettungskolonie Sax fand die Frau in einem nur schwer zugänglichen Gebiet unterhalb der Kreuzberge. Einem Helikopterpiloten war die unbeweglich daliegende Frau aufgefallen. Nach eingehenden Abklärungen muss davon ausgegangen werden, dass die gut Vierzigjährige nach einem langen Fussmarsch an Erschöpfung gestorben ist. Die Nachforschungen in ihrem persönlichen Umfeld gestalteten sich laut zuständiger Behörde schwierig. Die Tote, deren Identität einwandfrei feststeht, wurde trotz mehrtägiger Abwesenheit nicht als vermisst gemeldet. (Kapo App. A. Rh.)

Abgänge und Zuzüge

Ursula von Allmen

Luisa wohnt in der Senke. Aussichtslos. Im Gegensatz zu jenen, die oben am Hang, in bester Lage, logieren. Anfangs wars immerhin noch das Gefühl «auf dem Land», wars Sicht ins Grüne, Natur, Wiesen, Kühe, Mostobstbäume. Bald drängten sich aber auch hier mehr und mehr Häuser auf dem Gelände, Landwirtschaftsgebiet wurde umgezont zu Baugrund, Wohnfläche. Jetzt ist die Gegend Vorstadt, Agglomeration, Schlafdorf. Die Bewohner arbeiten fast alle in der Stadt. Die Gärten sind hübsch und proper. Aber jeden Freitag bringen die drei letzten Bauern noch ein paar Druckfässer Jauche aus und zeigen damit dem Abgasgestank der vielen Autos und den Wohlgerüchen aus den gepflegten Zuzüger-Haushalten den Meister.

Luisa geht zur Arbeit, zur Aushilfe ins Heim, das immer noch Heilstätte heisst. Es liegt an schönster, geschützter Lage hoch über dem Dorf. Sie nimmt den Umweg, den sie schon früher manchmal genommen hatte. Zuerst am Haus vorbei, wo vor vielen Jahren ihr Mann arbeitete, weswegen sie überhaupt hier wohnt. Hier im Appenzellerland, was damals, als die meisten Leute noch kein Auto hatten, fast so etwas bedeutete wie freiwillig hinter den Mond zurückzukehren. Mutter hatte gewarnt: So ein kleines, konservatives Kaff voller Bauern, die auf ihrem Boden hocken wie Könige und nur ja nichts verändern wollen. Aber genau hier hatte der Entwicklungsbetrieb günstig Land kaufen und bauen können, war willkommen als zukünftiger Arbeitgeber. Ob die Leute nun weben, Stickereien verarbeiten wie

früher, als die Branche noch blühte oder neu halt elektronische Schaltungen löten, eins wies andere: Fingerspitzengefühl und Exaktheit sind nötig, und lernen kann man alles, wenn man will und Arbeit braucht.

Nach mehr als fünfundzwanzig Jahren wurden Abteilungen ausgelagert, das Gebäude verkauft und jetzt prangt ein antik-nostalgisches schwarzes Schild am Haupteingang: Broderies et Dentelles, Nouveautés. In Goldbuchstaben. Fast etwas wie eine Rückkehr der Textilindustrie. Weiter!

Den Garten beim renovierten Haus schaut sie im Vorübergehen nur kurz an, alles ist absolut gut erhalten, alltäglich schön, so wie fast alles in den Zeiten des allgemeinen Wohlstandes, aber ohne Glanz. Vor Jahren noch hatte hier eine alleinstehende Frau ein Prunkstück, ein verträumtes Paradies voller makelloser Schönheiten gehegt. Jetzt ist der Brunnentrog nur noch ein Wasserbehälter. Kein schwimmender Weidenkorb darin verheisst das Wunder einer Lotosblume.

Aber schau, die Linde an der Biegung lässt schon ihre strohfarbigen Hochblätter fallen! An keinem einzigen Ast sind im Frühsommer die süß duftenden Blüten abgepflückt worden. Heute ist chinesischer Grüntee in.

Jetzt schnell an der aufgelassenen Gärtnerei vorbei, wo noch ein paar leer stehende Rahmen von Frühbeetkästen daran erinnern, dass man hier einst Salat- und Gemüsesetzlinge kaufen konnte, robust und abgehärtet für mageren Boden und rauhes Klima.

Nun, die Pferde, die neuestens im nächsten Hof gezüchtet werden, die jedenfalls sind auch winterhart. Sie haben bei jedem Wetter Auslauf, ungeachtet des Schadens, den sie an Gras und Boden anrichten. Ganz anders die Kühe, die früher dort im Stall standen. Erst im Frühjahr durften die jeweils wieder auf die steilen Wiesen. Mit hoch erhobenen Schwänzen und wilden Bocksprüngen rann-

ten sie dann aus der Enge, durchbrachen manchmal sogar einen Zaun, standen verwirrt in den Blumenbeeten der Gärtnerei.

Jetzt vorbei an den zweihundertfünfzigjährigen gut erhaltenen Fabrikantenhäusern, Reichtum aus Leinwand und Baumwollweberei, am blassfarbigen Crêpe de Chine der Stockmalven, auf den alten Weg.

Jetzt die erste Steigung. Jetzt umdrehen, jetzt hinabblicken. Weit sieht das Fürstenland aus von da, gleissend von glasverkleideten Industriebauten im ehemaligen Grundwassergebiet, expansiv, fortschrittlich, und Luisa erinnert sich genau wie wütend Mutter damals geworden war, als sie boshaft gespottet hatte: Wir hier sind einfach ein GROSSES konservatives Kaff, wo ist denn sonst der Unterschied?

Noch ein bisschen höher: Von Norden blinkt der See, der grosse Kanton sogar, Euregio Bodensee, die gelbe Ruhebänk des Verkehrsvereins lockt vergebens. Luisa wird erst oben wieder still stehen, wo von Süden her die Alpsteinkette hinter dem Wald auftaucht. Hier, hier HIER war ihr Traumplatz, hier ein Haus allen Winden preisgegeben, das hatten sie sich gewünscht, erhofft, damals, als sie noch glaubten, dass das Leben ihnen etwas schulde, Glück sich schmieden lasse, als wäre es heisses Eisen. Jetzt lächelt sie: Dreissig lange Jahre schon wächst der Wald, bald wird er auch hier die Berge aussperren. Aber dem alten, wettergrauen Schuppen hier ist sowieso jede Aussicht egal, auch jedes Baureglement und jeder noch so steile Weg.

Nur dem Alten im Bauernhof macht der Weg Kummer. Jahr für Jahr müssen er und sein Nachbar grössere Löcher, tiefer ausgefahrene Rinnen auffüllen. Was soll Schotter noch hier, wo bereits die grossen Brocken aus dem Strassenbett aufsteigen, Flusssteine, die vor Generationen die Vorfahren hergekarrt und eingebracht hatten, Befestigung für die mächtigen Ochsenge-

spanne. Jetzt locker gerüttelt von Traktoren, losgeschliffen von Geländewagen, freigeschwemmt von Wolkenbrüchen. Nachts könne er oft nicht schlafen vor Sorgen, erzählt ihr der Mann. Hilflos wirkt die kleine gelbe Walze, die er vor Jahren gekauft hat, um Kies und Bruchsteine festzupressen und die jetzt unter einer blauen Plache vor sich hin rostet.

Auch sonst rostet vieles. Der Gartenzaun. Die Dachkännel am Haus. Die Ketten im Stall. Das Türschloss. Die Fensterriegel. Die Bratpfanne. Keine Frau im Haus! Allmählich hat er die oberen Kammern aufgegeben. Dort, wo früher der Knecht gewohnt hatte. Die Brüder. Alte Militärdecken hat er über die Betten gelegt. Die Fallläden runtergelassen. Die Salzsäcke, die seine Mutter jedem unter die Schlafstelle gelegt hatte, nach und nach in die Küche geholt. Das Salz, das gegen die böse Wirkung der Wasseradern und auch des Mondes helfen sollte, aufgebraucht. Manchmal auch damit die Bratpfanne ausgerieben, so wie seine Mutter das immer gemacht hatte. Vielleicht hätte er es besser wegwerfen sollen, vielleicht ist das Schlechte drin gewesen, jedenfalls rostet die Bratpfanne jetzt, und er ist auch schon lange nicht mehr recht gesund. Er und sein Nachbar, der auch keine Frau erwischt hat, obwohl er doch früher jeder Serviertochter und jedem Ladenmädchen schöne Augen gemacht hatte, und über dessen verstorbene Mutter sie verwandt sind, also nein, sie gehen jetzt schon seit ein paar Jahren nicht mehr zum Jassen in die Wirtschaft. Der Weg ist ihnen zu weit geworden. Selbst wenn sie die Abkürzung nehmen.

Abkürzung ist gut. Das braucht Luisa auch bald. Morgen komme sie auf dem Heimweg nochmals vorbei. Man könne ja dann weiterplaudern. Also bis dann.

Schnell am Nachbarhof vorbei, wo noch so ein einsamer, alter König hockt, bewacht von seinen zwei Hunden, die jedesmal, wenn jemand vorbeigeht aus dem verlotterten Stall schies-

sen, wild bellen und an ihren Ketten reissen. Nur noch in der Küche hockt er, sagen die Leute, alle anderen Räume sind unbewohnt, ungeheizt, ungeputzt, tragisch sagen sie, das wäre ein grosses schönes Wohnhaus. Dann die Sauerei rund um den Hof, die Jauche, die aus dem Miststock über den Weg rinnt, unverantwortlich, sagen sie, der vergandete Garten und die Riesenslinde, die alles Licht von Haus und Grundstück nimmt, alles müsste man sanieren, den Mann entmündigen, versorgen.

Die folgenden Höfe sind alle modernisiert, mit geteerten Strassen erschlossen, ungenutzt, von Jungen bewohnt: prächtige Wohnhäuser, Landhausstil, Garagen, noch mehr Pferdeställe, Lagerräume, getrimmte Hecken, Zierbäume und Einjahresblumen, sibirische Birken und Fichten. Alles gepflegt und weitab jeglicher Tragik.

Nur noch den kurzen Fussweg durch den Wald, quer zum Hang. Manche sagen, es sei ein alter Römerweg. Jedenfalls weiss niemand, wer die grob behauenen Steinplatten hierher gebracht und sie dann hochkant in den Boden versenkt hätte, in einem Fischgrätenmuster, das auch bei langen Regenfällen das Wasser vom Durchgang ableitet. Bei der Gabelung rechts. Bald das erste Haus, das zum Heimkomplex gehört. Wo bis vor ein paar Jahren die Köchin mit ihrer Familie gewohnt hatte. Wo manche Kinder deren Kaninchen, Enten und Katzen zärtlich liebten, herzten und neckten. Oft genau die Kinder, aus denen man kaum ein Wort herauszubringen vermochte.

Gibt es hier noch solche? Wieder neue?

Luisa weiss es nicht, hört nur die, die schreien. Es ist grad Nachmittagspause. Ein paar Gesichter kennt sie noch halbwegs, Markus? Sandra?

Der Eingang ist neu, nein, nicht neu, bloss endlich mit automatischem Türöffner, einem Photosensor wie in Warenhäusern, in

Restaurants, Spitälern, eigentlich viel zu spät, wo doch immer weniger Rollstuhl-Kinder da leben. Aber besser spät als nie.

Was sie genau wiedererkennt, ist der Geruch. Im Eingang und der Garderobe ist er am stärksten. Zu viele Schuhe, Finken, Jacken! Etwas sagt Flohmarkt in ihrem Kopf. Und Küchendüfte. Und feucht aufgenommene Fussböden. Und? Schnell öffnet sie die Türe zum Schul-WC, natürlich, das auch noch: Seifensiederei! Immer noch die honiggelben Glycerinseifen, unparfümiert und hautfreundlich, bei jedem Lavabo im Haus.

Genau wie es schon vor fünfzig Jahren gerochen habe, sagten am Tag der offenen Türe die alten Besucher, die in ihrer Kinderzeit hier zur Kur oder zur Erholung gewesen waren und jetzt sehen wollten, was alles geändert habe.

Ja, es hat sich ziemlich geändert, du wirst schon sehen, begrüsst sie die Kollegin aus der Wohngruppe. Immerhin, sagt Luisa, hier im Pikettzimmer ist die Aussicht prächtig wie schon immer. Und eng wars auch schon immer. Aber die acht blauen breiten Bundesordner oben im Gestell, die sind neu? Die Kollegin nickt: die Kinder-Dokumentationen. Neue Vorschrift, weil wir doch jetzt nicht mehr dem Gesundheits-, sondern dem Erziehungsdepartement unterstellt sind. Wenn du Zeit und Lust hast, kannst du sie anschauen. Und dann musst du halt neuestens auch ein paar Zeilen in das Journal einschreiben: Tagesgeschehen. Nachtprotokolle.

Ja, es stehen keine Rollstühle, keine Aufladegeräte, keine Pflegebetten, keine Inhalationsapparate, keine Gipsschalen, keine Orthesen mehr in den Zimmern, nirgends Dekubitusfelle, Urinflaschen, Unterlagen. Was soll ich hier pflegen?

Warts ab, du wirst schon sehen.

Im offenen Sanitärraum immer noch die Reihe kleiner Lavabos, rechts und links je ein Zahnbecher und eine Glycerinseife in der Schale. Keines wäscht sich hier mehr als Gesicht und Hände. Ei-

gentlich sind sie schamhaft. Luisa kommt ihre kleine Agenda in den Sinn. UNICEF hinterste Seite: Die Rechte der Kinder. Punkt sieben, DAS RECHT AUF PRIVATSPHÄRE ... Im Bad auf dem Sims eine Reihe Anti-Läuse-Shampoos. Nissenkämme. Im Medikamentenfach Ritalin.

Ritalin, Ritalin ärgert sie sich: Betäubungsmittel und gleichzeitig zentralnervöses Stimulans! Die Wirkungen auf Menschen sind nicht völlig geklärt ... Die Weise, wie das Mittel mentale und verhaltensmässige Wirkungen bei Kindern hervorruft, ist nicht genau nachgewiesen ... Lesen Sie die Packungsbeilage!

Tja, Punkt zehn, DAS RECHT AUF BETREUUNG BEI BEHINDERUNG. Heilstätte!

Die Wohnungstür fliegt auf. Schulschluss. Sechs Jungen, zwei Mädchen. Buntscheckige US-Army-Kluft scheint Mode zu sein. Sie hört. Sie reden gröber als früher die Fuhrknechte. Ficker und Arschlöcher nennen die Kinder einander. Alles ist gopferdammi huren affengeil, ist Seich oder Scheisse. Du wirst sicher einmal Klärwärter, sagt sie ungerührt zum Grössten. Was? Ach nix, das erklär ich dir später.

Viel später, endlich alle im Bett, schaut sie hinab aufs Dorf, das wächst und wächst, auf die ansteigenden Hügelwellen im Mondlicht, die hohe Felswohle gegen Süden.

Sie greift zu den blauen Ordnern, blättert, liest:

Jede Menge Stoff für Albträume!

Jede Menge Schwierigkeiten: schulisch, sozial, psychisch, familiär. Also auch Punkt neun, DAS RECHT AUF EINE FAMILIE, ELTERLICHE FÜRSORGE UND EIN SICHERES ZUHAUSE.

Ach Scheisse, sagt sie laut, sieht Mutters Hand auf ihren Mund zufliegen, lacht rebellisch; ist doch wirklich wahr, löscht das Licht. Na dann, gute Nacht.

Der alte Landsgemeinde-Degen

Walter Züst

Jakob Ehrbar war kein Mann der grossen Worte. Wenn er etwas sagen sollte und sich alle ihm zuwendeten, wurde ihm schwindlig. Auch kein Mann der Schrift war er. Noch bevor er den Federhalter in die Finger nahm, fing seine Hand an zu zittern und er wusste nicht mehr weiter. Nein, Jakob Ehrbar war mehr ein Mann des stillen Denkens. Vielleicht hin und wieder auch des unüberlegten Handelns, aber doch mehr des Denkens. Von morgens früh bis abends spät huschten unzählige Gedanken durch seinen Kopf. Gedanken, die er für sich behielt, die er nie aussprach.

Damals, als das Frauenstimmrecht an der Landsgemeinde eingeführt werden sollte, kam ihm diese Zurückhaltung zustatten. In jenen turbulenten Tagen, als der Hans Frehner aufgeregt rief: «Die Gedanken sind frei» und mit der Faust zornig auf den Wirtstisch schlug, sagte er kein Wort, hörte er nur zu. Seit Jahrhunderten habe man die Landsgemeinde ohne die Frauen abgehalten. Dies müsse weiter so bleiben, schrie der Frehner.

Auch wenn nur eine einzige Frau an die Landsgemeinde gehen möchte, müsste man ihr dieses Recht zugestehen, rief darauf der Lehrer Frei in die Runde, in die er sich verirrt hatte.

Auch Jakob Ehrbar machte sich so seine Gedanken. Gab im Innersten dem Hans Frehner Recht. Muss denn alles der heutigen Zeit angepasst werden?, fragte er sich. Aber auch handfestere Dinge gaben ihm zu denken. Was wird mit den Kühen zuhause, wenn die Anna auch mitkommt? Wird es nicht zu eng auf

dem Landsgemeindeplatz, wenn die Frauen dabei sind? Jo, kürzlich hatte er sich sogar gefragt, ob denn eine Frau auch Landammann werden könnte.

«Sicher nicht», musste sich Jakob sagen. Schon das Wort Landammann beweise, dass dieses Amt nur ein Mann ausüben könne.

Solche Gedanken beschäftigten Jakob Ehrbar auch noch, als er sich am Landsgemeinde-Morgen, nach dem Melken, sonntäglich anzukleiden begann. Als er die langen Unterhosen anzog und lamentierend nach dem Kragenknöpfler suchte. Als er die braunen Hosen überzog und ihm die Anna die messingbeschlagenen Hosenträger hinten an den Hosenknöpfen anmachte.

«Stimmst dagegen, gell», flüsterte ihm Anna verführerisch ins Ohr.

«Jojo», sagte Jakob lächelnd und schob das geblümelte Hemd in den Hosenboden. Dann holte er, wie immer am Landsgemeinde-Sonntag, den Degen aus dem Kleiderschrank und legte ihn auf den Stubentisch. Immer bevor er die Schuhe anzog, ging er zum Schrank und zog den Landsgemeinde-Degen unter den Leintüchern hervor. Jedes Jahr dieselbe Zeremonie:

Zuerst die langen Unterhosen, dann die braunen Hosen aus Tüchlistoff, danach das geblümelte Hemd, das Brusttuch und danach den Degen. Nie hätte Jakob Ehrbar zuerst die Schuhe angezogen und erst danach den Degen geholt. Nein, alles musste seine Ordnung haben, wie beim Klausen am alten Silvester, wie beim Alpaufzug mit den Kühen oder eben wie an der Landsgemeinde.

Es war ein alter, abgegriffener Degen, geerbt vom Vater und dieser wiederum von seinem Vater. Er komme von einem her, der in Frankreich als Söldner gedient habe, hatte der Vater erzählt. Und wie jedes Jahr, wenn Jakob seinen Landsgemeinde-Degen auf dem Stubentisch sah, überkam ihn ein eigenartiges

Gefühl. Er fühlte sich den Blicken seines Vaters ausgesetzt. Ihm war, als rief er ihn zur Verantwortung.

«Ich wünsche dir eine schöne Gemeinde, Jakob», sagte die Anna und gab Jakob unter der Haustüre die Hand. Sie schämte sich ein wenig. Der Herr Züllig, der Ferienhausbesitzer von nebenan, sah auch gar interessiert zu. Dieses Adiesagen war eine feierliche Sache. Diese Stimmung beim Weggehen musste alt sein. Es sah aus, als ziehe da einer unter den bewundernden Blicken seiner Frau in den Krieg.

In der Waldstatt schloss sich Jakob einer Gruppe an, in der Ueli Rotach von Schwellbrunn das Sagen hatte. Es wurde viel geredet, vom Wetter, vom Kälblipreis, vom Milchpreis, vom Regierungsrat Schefer, der zurückgetreten war, und von den vielen Anwärtern auf dieses freie Amt. Vom Wichtigsten aber sprach keiner ein Wort. Dieses Thema schien ihnen allen im Halse stecken zu bleiben. Erst als sie über die Hundwilertobel-Brücke marschierten, sagte einer von Herisau, es wäre an der Zeit, den Frauen das Stimmrecht zu geben.

«Sie haben es ja in der Gemeinde und im Bund», sagte da der Rotach von Schwellbrunn.

«Jojo», meinte der Herisauer, «aber an der Landsgemeinde noch nicht».

«Verdammte Zwängerei», brummte der Rotach.

Auch Jakob drückte den Degen mit dem Regenschirm fester unter den Arm. So schnell geht das nicht mit dem Frauenstimmrecht, sagte er sich. Ein kalter Wind blies von Hundwil her. Gut, habe ich die langen Unterhosen angezogen, ging es Jakob durch den Kopf.

Auf dem Landsgemeindeplatz in Hundwil standen schon die Journalisten herum. Früher hatten sie Jakob stets umlagert, wenn er, den Fladenhut auf dem Kopf, Degen und Regenschirm unter dem Arm, das Lendauerli schräg im Mundwinkel auf den

Platz gekommen war. In letzter Zeit beachteten sie ihn kaum noch. Jakob tat dies leid. Er hatte stets Freude empfunden, wenn sie ihn umschwärmten. Einzig ein deutscher Journalist tanzte noch um ihn herum. Bemühte sich um ihn. Schien noch nicht begriffen zu haben, dass diese braun gekleideten Männer zum Feindbild der hohen Politik geworden waren.

Die Landsgemeinde nahm einen erstaunlich ruhigen Verlauf. Es gab weder Schlägereien, noch wurde laut gebrüllt. Alles ging seinen gewohnten Gang. Der Landammann mit dem weit ausladenden Mantel und dem Zweispitz auf dem Kopf hielt eine schöne Ansprache. Er mahnte zur Vernunft und sagte, wie nach Meinung der Regierung heute vernünftigerweise gestimmt werden sollte.

Vernunft, dachte Jakob, diese verdammte Vernunft. Könnte man nicht auch einmal unvernünftig sein? Ist denn diese Landsgemeinde etwas Vernünftiges? An der Urne abstimmen wäre doch vernünftiger. Müsste man nur die Stimmzettel nach Herisau schicken. Müsste nicht jeder seinen Schmerbauch an die Landsgemeinde schleppen.

«Getreue, liebe Mitlandleute», rief der Landammann immer wieder. «Getreue, liebe Mitlandleute.»

Gehören die Frauen auch zu den Mitlandleuten? Sind Frauen auch Leute?, musste sich Jakob fragen.

Ja, solche Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Machten ihn für einen Moment unsicher. Aber Jakob wusste, was er zu tun hatte. Wie er stimmen musste.

Die Spannung nahm zu. Nach vielem unnötigen Kram kam der Landammann endlich zur Sache. Jakob meinte, den Engel des letzten Gerichts zu hören, als der Landammann das Abstimmungsergebnis bekannt gab. Als eine schnarrende Stimme aus dem Lautsprecher rief «Ihr habt das Frauenstimmrecht angenommen.» «Herrgottsack!», entfuhr es ihm.

«Ihr habt das Frauenstimmrecht angenommen», hallte das Echo in seinem Kopf weiter.

«Frauenstimmrecht ... angenommen ... angenommen.»

Jakob ging alles durcheinander. Der Landsgemeindestuhl kam ins Wanken, schaukelte hin und her. Wie ein Kapitän auf dem wankenden Schiff, so kam ihm der Landammann mit dem Zweispitz vor. Verwirrt ging Jakob dem Ausgang zu. Noch vor der Vereidigung verliess er den Platz. Nein, einen Treue-Eid auf die Regierung mochte er jetzt nicht leisten. Dafür war er jetzt nicht zu haben.

Erst auf der Hundwilertobel-Brücke blieb Jakob Ehrbar wieder stehen. Vom Hundwiler Landsgemeindeplatz trug der Wind einige Fetzen lustiger Weisen herüber. Aber auch die schönsten Melodien der Landsgemeinde-Musik konnten ihn nicht versöhnen.

Die Landsgemeinde ist hin, ein Trauermarsch wäre passender, sagte er zu sich.

Jakob warf einen Blick über das Geländer ins unendlich tiefe Hundwilertobel hinunter. Wie abwesend begann er die Schnur zu lösen, mit der seine Anna den Landsgemeinde-Degen und den Regenschirm zusammengebunden hatte. Der Knoten liess sich nur schwer lösen. Die Anna hatte wieder einmal einen doppelten Knopf gemacht.

Jakob hielt den alten Degen über das Brückengeländer und flüsterte: «Dich brauch ich nicht mehr.»

Der ehrwürdige Degen, der schon so viel erlebt hatte, hilflos über dem Abgrund. Der Degen, der angeblich schon in Frankreich seinen Dienst getan hatte. Dessen verrostete Klinge man nicht mehr aus der Scheide ziehen konnte. An der vielleicht Blut klebte. Der Degen, der generationenlang an der Landsgemeinde als Ausweis gedient hatte. Er hatte ausgedient.

Ist schade um dich, dachte Jakob. Aber er blieb hart. Auch

als er meinte zu hören, wie der alte Degen um Hilfe schrie, kannte er kein Erbarmen.

«Hat der Teufel das Rösslein geholt, soll er das Wägeli auch noch haben», flüsterte er.

Trotzig öffnete er seine verwerchete Bauernhand und liess den alten Degen fallen.

Als Jakob Ehrbar schon früh am Nachmittag nach Hause kam, sass die Anna am Stubentisch und las im Appenzeller Kalender.

«Jono, jetzt ist es halt so», sagte sie, legte den Kalender auf die Seite und fuhr fort: «Habe es im Radio gehört.»

Jakob legte den Regenschirm auf den Tisch und wiederholte: «Jono, jetzt ist es halt so.»

Dann hängte er den Kittel an den Nagel, zog die Schuhe aus und setzte sich zu Anna an den Tisch.

«Wo ist der Landsgemeinde-Degen?», fragte die Frau und sah auf den einsamen Regenschirm auf dem Tisch.

«Strohl ine, im «Leue» Waldstatt ... stehen lassen», stotterte Jakob. «Hole ihn morgen zurück.»

Am Landsgemeinde-Montag, an der Narrengemeinde also, ging Jakob Ehrbar wie versprochen in die Waldstatt. Zwar nicht in den «Leuen», nein weiter, Richtung Hundwilertobel. Im Auehöfli kehrte er ein, bevor er sich hinabmachte, ins tiefe Tobel.

Die ganze Nacht hatte Jakob nachgedacht, keinen Schlaf gefunden. Und je länger er sinierte, umso mehr kam ihm dies alles als eine grosse Kalberei vor. Von der er niemandem etwas zu erzählen wagte, nicht einmal seiner Anna. Eine Dummheit, die gut zur Narrengemeinde passte, wie er sich sagte.

Nein, den alten, kostbaren Degen ins Tobel hinunterzuwerfen, nur, weil die Frauen an der Landsgemeinde mitmachen durften, war eine bodenlose Dummheit. Immerhin hing Jakob mit Leib und Seele an der Landsgemeinde. Nichts konnte ihn

von ihr trennen. Auch das Frauenstimmrecht nicht, nein, auch das nicht. Und als im Morgengrauen der Gügerler draussen im Hühnerstall zum erstem Mal krächte, murmelte Jakob schlaftrunken: «Ich hole ihn wieder herauf.»

Der Abstieg ins Hundwilertobel war eine gefährliche Sache. In unzähligen Windungen führte der alte Weg nach unten. Leicht konnte man den Halt verlieren und in den Abgrund stürzen. Der alte, nicht mehr benützte Weg holte weit aus, als hätte er die Richtung verloren und doch endete er schliesslich unten bei der alten Brücke.

Einen Degen in diesem Abgrund wiederzufinden, war nicht leicht. Da unten war es feucht und düster, man sah nichts als Steine und nochmals Steine, abgerutschtes Geröll und tiefe Wassergonten, in deren Wasser nichts zu sehen war. So angestrengt auch Jakob stundenlang suchte, er fand seinen Degen nicht. «Wegwerfen ist leichter, als wieder finden», keuchte er, als er wieder den Weg hinaufstieg. Gerne verliess er diese unheimliche Gegend.

Der Anna erzählte Jakob, der Degen sei im «Leuen» nicht zu finden. Der Wirt wolle noch einen vom Schönengrund fragen. Der Antiquar Holderegger sei dort gewesen, der könnte ihn mitgenommen haben. Als Jakob einige Tage später noch einmal auf die Suche ging, steckte er einen Knäuel Schnüre und den eisernen Gewichtstein der alten Waage in die Kitteltasche. Umsichtig schritt er die Brücke ab und suchte die Stelle, wo er nach seinem Gedächtnis den Degen hatte fallen lassen. Dort band er die Schnur an das Brückengeländer und seilte den Gewichtstein daran ins Tobel hinunter.

«Nun werde ich den Degen sicher finden», murmelte er beim Abstieg ins Tobel.

Doch Jakob hatte sich verrechnet. Die Schnur war zu kurz, der Gewichtstein blieb auf halber Höhe hängen. Jakob hatte

Mühe, den Stein im blendenden Licht über sich auszumachen. Immer wieder peilte er den Ort an, auf den die Schnur mit dem Gewicht hinwies, wo der Degen liegen sollte. Als ihm vor lauter Nachobensehen schwindlig wurde und er ausrutschte und rückwärts ins Wasser fiel, gab er die Suche auf.

Im nächsten Frühjahr, als die erste Landsgemeinde zusammen mit den Frauen stattfand, blieben viele trotzig zuhause. Auch Jakob hatte wochenlang erklärt, er sei das letzte Mal an einer Landsgemeinde gewesen. Und die Anna hatte wohlgefällig genickt. Aber am Landsgemeinde-Morgen hielt es Jakob kaum mehr aus. Aufgeregt ging er nach dem Melken in der Stube auf und ab. Immer wenn er vor den Fenstern stand, sagte er: «Soll ich?», und wenn er beim Ofenbänklein ankam, sah er zur Anna und fragte: «Oder soll ich nicht?» Anna schwieg verächtlich.

Schliesslich begann sich Jakob unter ihren misstrauischen Blicken sonntäglich anzuziehen. Zuerst die langen Unterhosen, die braunen Hosen, das geblümelte Hemd ...

Trotz grosser Bedenken, Jakob machte sich auf den Weg nach Trogen. Obwohl der Landsgemeinde-Degen immer noch nicht gefunden war. Und obwohl ihm die Anna nicht einmal Adie gesagt hatte. Ein wenig schämte er sich schon, dass er keinen Degen bei sich trug. Er hielt den alten Regenschirm unter dem Arm so, als wäre der Degen unter das Seidentuch des Regenschirms gerutscht. Aber auch sonst war ihm nicht ganz wohl bei der Sache. Jakob hatte ein schlechtes Gewissen. Schliesslich hatte er gegen das Frauenstimmrecht gestimmt. Gut, dass er von Teufen an mit dem Car fahren konnte und ihn niemand ansprach.

Aber wie staunte er, als er, den Fladenhut auf dem Kopf, den Regenschirm unter dem Arm, das Lendauerli im Mundwinkel dem Landsgemeindeplatz in Trogen zustapfte. Die Frauen grüssten freundlich und machten ihm höflich Platz, ja, sie unter-

hielten sich sogar angeregt mit ihm. Und keine nannte ihn einen uneinsichtigen, konservativen Ewiggestrigen, oder gar einen alten, vertrottelten Narren. Auch die Journalisten waren wieder freundlich und versuchten von allen Seiten, ihn in den Fotokasten zu zaubern. Und beim Singen des Landsgemeindeliedes musste Jakob staunen. Die Melodie klang wie früher, etwas heller, aber gar nicht unharmonisch, wie die Gegner vorausgesagt hatten. Überhaupt, die Landsgemeinde ging wie geschmiert über die Bühne und Jakob zog fröhlich wieder dem Hinterland zu.

Als er weit später als im vergangenen Jahr und leicht beschwipst nach Hause kam, schlug die Anna die Hände über dem Kopf zusammen. Schuhe und Kleidung waren völlig verdreckt. Beim Kittel fehlten zwei silberne Knöpfe und bei genauem Hinsehen sah man einen Triangel am Ärmel. Auf der Stirn hatte Jakob eine blutige Schramme.

Wo er gewesen sei, fragte die Anna giftig. Es sei eine Schande, wie er daherkomme. Er werde wohl mit einer dieser Frauen in Streit geraten sein. Sie habe ja gesagt, er solle zuhause bleiben.

Jakob winkte mit der Hand ab. Die Landsgemeinde sei schön gewesen. Zusammen mit den Frauen habe es ihm gut gefallen. Aber er habe beim Heimweg dummerweise den alten Weg über das Hundwilertobel genommen. Dabei sei er ausgerutscht und vom Weg abgekommen. Nenei, es sei schön gewesen in Trogen. Sie solle nächstes Jahr auch mitkommen. Anna lehnte dieses Ansinnen kategorisch ab. «Jo welewäg!», rief sie ihm entrüstet zu.

Jakob hatte auf dem Heimweg noch einen letzten Versuch gemacht, seinen Landsgemeinde-Degen unten im Hundwilertobel zu finden. Denn ohne Degen an die Landsgemeinde gehen, kam ihm vor, wie Hochzeit halten ohne Frau. Aber so sehr er seine alten Augen anstrengte, im Bachbett Steine drehte, unter junge Tänneli sah, der Degen blieb verschwunden.

Am letzten Tag im Heuet, als Jakob wieder einmal zu viel Most getrunken hatte, eröffnete er Anna, der alte Degen sei verloren. Er habe nochmals mit dem Leuenwirt in der Waldstatt gesprochen. Niemand wisse etwas von seinem Degen. Und nach einer Weile fügte er hinzu, er wolle beim Brander in Appenzell einen neuen kaufen. Ob sie mitkomme. Anna verwarf ob dieser Zumutung die Hände. Ob er verrückt sei, fragte sie. Sich so in die Kosten stürzen wegen dieser Frauen-Landsgemeinde.

Aber Jakob liess sich nicht abhalten. Branders in Appenzell waren freundlich wie immer. Sie zeigten ihm all die Säbel und Degen, referierten über die verschiedenen Ausführungen, über die Schönheit eines Säbels und die Vornehmheit eines Degens. Jakob erklärte, er habe schon immer einen Degen gehabt, er wolle auch jetzt wieder einen Degen. Der Herr Brander rühmte seinen guten Geschmack und führte ihm die verschiedenen Modelle vor. Jakob gefiel vor allem ein Degen mit ziselierter Klinge. So könnte auch die Klinge des alten Degens ausgesehen haben, dachte er und zeigte auf das gewünschte Modell. Das sei zwar der teuerste Degen in seinem Sortiment, sagte der Herr Brander, aber auch der Schönste. So ein Feldprediger-Degen, so nenne man diesen Degen, behalte seinen Wert. Nach langem Hin und Her entschied sich Jakob für das teuerste Stück.

Als Jakob um die Vesperzeit nach Hause kam, blieb die Anna auf dem Ofenbänklein sitzen.

«Willst den Degen nicht sehen», fragte Jakob etwas enttäuscht.

«Nää», sagte Anna, «für solche Dummheiten habe ich kein Verständnis.»

Umständlich packte Jakob den neuen Degen aus dem Packpapier und hielt ihn bei den Fenstern theatralisch in die Höhe. Zog die Klinge aus der Scheide, fuhr mit dem Daumen über die Schneide und rühmte die schöne Ziselierung

«Ist vergoldet», prahlte Jakob und sah nach hinten zu seiner Frau.

«Mit Hundwiler-Klepfgold», spottete Anna.

Sie machte keinen Wank. Jammerte nur, wie lang dieser Degen sei.

«Fast länger als du.»

«Ist ja auch ein Feldprediger-Degen», meinte Jakob beleidigt.

«Schon recht, aber du kein Feldprediger», giftete Anna zurück.

Trotz allem, Jakob Ehrbar blieb der Tradition treu. Auch wenn er von Frehners Hans ausgelacht wurde und es jeweils am Landsgemeinde-Morgen vom Ofenbänklein her tönte: «Aha, der Herr Feldprediger geht wieder an die Frauen-Landsgemeinde.» Nein, jedes Jahr, am letzten Sonntag im April, solange die Landsgemeinde noch weiterlebte, machte sich Jakob Ehrbar auf den Weg.

Und jedesmal, wenn er, den Feldprediger-Degen und den Regenschirm unter dem Arm, über die Hundwilertobel-Brücke ging, dachte er an den alten Landsgemeinde-Degen. Der so viele seiner Vorfahren an die Landsgemeinde begleitet hatte. Der nun so einsam da unten im tiefen Tobel liegen musste. Mit dem er so Mitleid hatte.

NACHWORT

Die Landsgemeinde ist in der Zwischenzeit abgeschafft worden. Die Hundwilertobel-Brücke wurde abgerissen und durch eine neue Brücke ersetzt. Jakob Ehrbar und seine Frau sind gestorben. Sein Haus hat der Ferienhausbesitzer Züllig übernommen. «Alles wurmstichig», haben die Handwerker gesagt. Kein Balken ist auf dem andern geblieben.

Biobibliografien

Werner Bucher, 1938, lebt und arbeitet im «Kreuz» im ausser-rhodischen Zelg-Wolfhalden. Herausgeber der Literaturzeitschrift *orte* und Verleger des *orte*-Verlags. Zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichtbände. Zuletzt *Im Schatten des Campanile*, Roman, 2000, Appenzeller Verlag, Herisau.

Enrico Danieli, 1952, ist in Zürich als Arzt tätig, schreibt vor allem in seinem Ferienhaus in Wolfhalden. Zahlreiche Erzählungen und Romane. Zuletzt *Konzert für einen Engel*, Roman, 2000, Appenzeller Verlag, Herisau.

Peter Eggenberger, 1939, lebt als Journalist und Buchautor in Zelg-Wolfhalden. Zahlreiche Mundartbände mit humoristischen Geschichten. Zuletzt *Mord in der Fremdenlegion*, Roman, 2000, Appenzeller Verlag, Herisau.

Rolf Hörler, 1933, aufgewachsen in St.Gallen, Lehrtätigkeit in der Ostschweiz und in Zürich, lebt in Wädenswil. Zahlreiche Erzählungen und Gedichtbände. Zuletzt *Ein Dachzimmer fürs kommende Jahrhundert*, Gedichte, 2000, Verlag zum Seeblick, Wädenswil.

Andrea Maria Keller, 1967, aufgewachsen in Gonten AI, Gymnasium in Appenzell, Studium phil. I an der Universität Fribourg, lebt zurzeit in Bern. Zuletzt *Innere Lande – Logbuchnotizen*, 1999, Nimrod-Verlag, Zürich.

Heinrich Kuhn, 1939, lebt und schreibt in Gais und Paris. Lehrauftrag an der Schule für Gestaltung St.Gallen, Fachbereich Text. Zahlreiche Romane, Erzählungen und Hörspiele. Zuletzt Haus am Kanal, Roman, 1999, Rotpunktverlag, Zürich.

Werner Lutz, 1930, aufgewachsen in Wolfhalden, lebt seit 1949 als Maler und Lyriker in Basel. Zahlreiche Lyrikbände und Erzählungen. Zuletzt Hügelzeiten, Erzählung, 2000, Verlag im Waldgut, Frauenfeld.

Peter Morger, 1955, in Trogen als Fotograf und Schriftsteller tätig. Verschiedene Erzählungen, Kurzgeschichten und Mundart-Gedichtbände. Zuletzt Also sprach Schnori, Mundart-Lyrik, 2000, orte-Verlag, Zeltg-Wolfhalden.

Peter Rechsteiner, 1953, in Trogen aufgewachsen, arbeitet als Leiter der Fachbibliothek beim Schweizerischen Zentralverein für das Blindenwesen SZB in St.Gallen. Erstlingswerk Das Seeungeheuer im Mannenweier, Erzählungen, 2000, Appenzeller Verlag, Herisau.

Lisa Tralci, 1957, lebt in Herisau – das geschriebene Wort steht im Mittelpunkt ihrer beruflichen Tätigkeit. Kurzgeschichten, Gedichte, journalistische Texte. Zuletzt zusammen mit Fotograf Marcel Grubenmann Silvesterchlausen, Wo das Jahr zweimal beginnt, 1999, Appenzeller Verlag, Herisau.

Ursula von Allmen, 1938, aufgewachsen in Gossau SG, lebt seit 1964 im Appenzellerland. Erstlingswerk Schwelbrand, Roman, 1999, Appenzeller Verlag, Herisau.

Walter Züst, 1931, war lange Jahre in seiner Wohngemeinde Grub AR als Gemeindeschreiber tätig. Verschiedene lokalthistorische Schriften und historische Romane. Zuletzt Die Bettlerjagd, Roman, 1999, Appenzeller Verlag, Herisau.

Zwölf Autorinnen und Autoren, aus dem Appenzellerland stammend oder hier lebend, nutzen den ihnen in der Anthologie «Töbel und Höger» zur Verfügung gestellten Schreibraum und erzählen Geschichten. Geschichten, die in Ausserrhoden und Innerrhoden spielen, hier Anfang oder Ende nehmen, Appenzelisches sowohl atmosphärisch beschreiben als auch kritisch hinterfragen.

ISBN 3-85882-123-3



9 783858 821232

Fr. 24.00